Die Damen mit den schönen Beinen

Hans Reimann

3481
38
28

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Hans Reimann

Die Dame mit den schönen Beinen

und andere Grotesken

München 1916 bei Georg Müller

Digitized by Google

Copyright 1916 by Georg Müller in München

Digitized by Google

Inhalt

	Seite
Gedrucktes	1
Der Dichter	5
In der Residenzstadt	7
Die alte Jungfrau und ihr Hund	13
Die Dame mit den schönen Beinen	15
Der Bescheid	21
Zerstreutheit	26
Das scharfe Nachdenken	28
Drei Träume	30
Die Uhr	35
Die Glaskugel	40
Wie ich starb	43
Wie ich am Leben blieb	46
Pech	49
Spiel des Lebens	54
Erlebnis	57
Die Zigarre	60
Der stecken gebliebene Dialog	63
Der Gekränkte	64
Der Duzfreund	66
In dem alten Deutschland	67
Großvater	70
Großmutter	72
Die Wirtin	76
Klatsch	80
Eheliche Szene	84
Fuldas „Hamlet"	87
„Romeo und Julia"	89
Erziehung	90
Das Dienstmädchen	92
Der herrschaftliche Kutscher	94
Auf der Straßenbahn	97
In München	100
Baul Ball, der Freigeist	103
Die Schöpfungsgeschichte	107
Bestialische Rache	109
Seligkeit	110

3481
.436
.328
RECAP
549087

Digitized by Google

Seite

Der kleinen Ilse Nachtgebet 112
„Aphrodite" 113
Schiffbruch 114
Klassische Dramen 116
Löwe — — Berlin 118
Maskenball 119
Der Sprachenkundige 121
Warum es regnet 122
Gespenster-Gespräch 123
Das Telephon-Gespräch 125
Beim Augenarzt 127
Das Grammophon 129
Die Geschichte vom Meister E. 131
Krapotopl 132
„Esautogen" 134
Zwei mal zwei gleich vier 137
Betrachtung 139
Idyll 140
Sage 141
Von Ohren 142
Ferdinand und die Dinge 144
Zwei Selbstmordtaten 148
Die Beleidigung 152
Keine Beleidigung 156
Neumann, der sensitive Spießer
Das Gedicht 157
Neumann spielt Komödie 162
Die Trauer-Anzeige 171
Neumann und die Fliege 179
Begebenheit 189
Wilhelm Tell 191
Der Regenschirm 194
Der Regenschirm 197
Drei Methoden, seine lieben Mitmenschen zu narren . . 198
Im Paradiese 203
Mondsucht 207
Von dem Kanarienvogel 213

Digitized by Google

Meiner kleinen Frau

Digitized by Google

Gedrucktes

Die Achtung vor dem Gedruckten ist groß. Wenn jemand eine faustdicke Unwahrheit auf gesunde Beine bringen will, so braucht er sie bloß drucken zu lassen, und Jedermann hat vor der nunmehr gedruckten Wahrheit Respekt.

Es verhält sich so.

Wenn ich einen Satz niederschreibe und ihn sodann in Druck gebe, so lest Ihr den gedruckten Satz mit anderen Augen als denselben Satz ungedruckt, von meiner Hand mit Tinte geschrieben. Alte Geschichte.

Manuskripte zu lesen, ist reizvoll. Angenehmer ist es, gedruckte Manuskripte zu lesen; dann sind sie freilich keine Manuskripte mehr. — Selbstverständlich liest nur derjenige ein Druckwerk als gedrucktes Manuskript, der um den Vorgang weiß, — d. h. derjenige, der sich in Manuskripten auskennt. Die übrigen — die Naiven — unterscheiden nicht zwischen Gedrucktem und gedrucktem Manuskript. Gott sei Dank nicht. Unterschieden sie, so gäbe es nur noch Routiniers auf Erden — nämlich Literaten und Kritiker.

Der Leser, d. h. einer, der mit berufsmäßigem Lesen, mit Manuskripte-Lesen nichts zu tun hat, liest ein Buch

Digitized by Google

mit ähnlich ungetrübtem Gefühl wie einer, der mit dem Theater nichts zu tun hat, sich ein Theaterstück ansieht.

— — — — — — — — — — — — —

Woran liegt es, daß Ihr Gedrucktes respektiert, Geschriebenes hingegen — ungedruckt — minder? — Das liegt daran, daß Ihr alle schreiben könnt, aber nicht gedruckt werdet!

Ein Glück, daß Ihr nicht alle gedruckt werdet!

Uebrigens: warum werdet Ihr nicht alle gedruckt? — Ihr habt keine Beziehungen.

— — — — — — — — — — — — — —

... Ihr alle leſt mit gläubigem Ernſte, was ich Euch auftiſche, und denkt, es ſei Wunder was.

Es iſt aber gar nichts.

Es iſt bloß gedruckt.

Das iſt der Witz. —

Ja ja, der Reſpekt vor dem Gedruckten iſt groß.

Ich werde mich drum hüten, Euch mein Manuſkript hinzuzeigen.*)

Im Vertrauen: es iſt grobliniiertes Papier, ein unſchöner Bogen, und juſt hier, wo ich augenblicklich ſchreibe, iſt ein tüchtiger Fleck ſichtbar. Ich ſchreibe zwar mit anſichtskartenſeeblauer Tinte, aber ich ſchreibe ſinnlos unleſerlich. Viele Worte ſind mehrfach durchgeſtrichen. Die

*) Hören Sie auf, weiter zu leſen, hören Sie auf!

Digitized by Google

Interpunktion ist von fremder Hand mit roter Tinte dazugesetzt worden. Das Manuskript sieht unerfreulich aus.

Ich werde mich insonderheit hüten, Euch den auf Zeile 1—3 von oben gedruckten Satz (Seite 4) in meiner Handschrift sehen zu lassen. (Nicht nachsehen; es ist der durchschossen gedruckte Satz!)

Ich zeige Euch mein Manuskript mitnichten. Aus guten Gründen. Ihr würdet es nicht ernst nehmen, wie Ihr es unter „gedruckten Umständen" tut. Weil Ihr es gedruckt lest, nehmt Ihr es ernst.

Und da Ihr es ernst nehmt, darf ich mich unterstehen, ungescheut drucken zu lassen, was ich für gut befinde. Ihr respektierts ja.*)

Ich darf es sogar wagen, Euch den erwähnten Satz (Seite 4 Zeile 15—17 von unten) anzubieten mit der Versicherung, es sei eine profunde Wahrheit.

Um auf besagten Satz zu kommen: Ich habe ihn aufgestellt als Endergebnis gewisser zoologischer Forschungen, die ich leidenschaftlich betreibe. Er bildet eine Art Lehrsatz und ist völlig ernst gemeint. Ich sage Euch das im Guten. Ich bin weit davon entfernt, einen Witz machen zu wollen. Der Satz ist nüchtern und beinahe wissenschaftlich. Er lautet:

---

*) Lesen Sie nicht weiter!

Digitized by Google

„Der Sperling — gemeinhin Spatz genannt — lebt auf dem Meeresgrunde und nährt sich von Hefen-Klößen“ ...

Na?

Ihr habt Respekt davor. Donnerwetter, welch ein Satz! Ihr glaubts. Laßt Euch den Satz im Kopf herumgehen. Er hat Euch überrumpelt. „Aber etwas Wahres wird dran sein!“, denkt Ihr; denn es steht ja schwarz auf weiß gedruckt vor Euren Augen. Ihr grübelt nach. Habt Respekt vor dem Gedruckten.

Meine Lieben, ich will nicht Schindluder mit Euch treiben.

Der Satz ist nicht wahr. Obwohl er gedruckt ist. Ich habe ihn frei erfunden. Um Euch auf die Probe zu stellen.

Haha, wie Ihr alle hineingefallen seid!

Aber nun seid desto vorsichtiger!

Und lest das Folgende respektlos!!

*

Digitized by Google

Der Dichter

Der Dichter hat einen Spaziergang über den Mond gemacht.

Er ſetzt ſich an den Schreibtiſch und dichtet ein Gedicht.

Das Gedicht iſt über die Maßen ſchön.

Der Dichter ſchreibt das Gedicht auf einen ſauberen Bogen Papier ab und ſchickt es an die Redaktion der bedeutendſten Wochenſchrift Deutſchlands.

Drei Tage darauf tritt bei dem Dichter der Briefträger ein und händigt ihm das Honorar der bedeutendſten Wochenſchrift aus: einhundert Mark.

Abermals drei Tage darauf erſcheint das Gedicht in der bedeutendſten Wochenſchrift.

Der bis auf jenen Tag unbekannt geweſene Dichter iſt mit einem Schlage berühmt; denn wer das Gedicht geleſen hat, iſt davon begeiſtert.

Sämtliche bedeutenden Zeitſchriften und Tagesblätter drucken das Gedicht nach und führen unverzüglich das Nachdrucks-Honorar an den Dichter ab.

Alle Welt iſt von dem Gedichte hingeriſſen.

Telegramme, Geldſendungen und Geſchenke regnen in des Dichters Haus.

Digitized by Google

Der Dichter, der in bescheidenen Verhältniſſen lebt, überweiſt alle Einnahmen einem Säuglingsheim.

Er iſt glücklich.

*

Digitized by Google

In der Residenzstadt

Ein jungvermähltes Ehepaar wohnt in der bleichen Straße.

Die zwei Menschenkinder tollen splitternackt in ihrem Bau umher.

Im Uebermute laufen sie — faselnackt, wie sie sind — auf die bleiche Straße hinunter. Die Straße errötet.

Die beiden tanzen um Laternenpfähle und hüpfen über den Fahrweg und spielen Haschen um die Litfaßsäulen.

Den Menschen auf der Straße stehen die Mäuler offen; sie glotzen sprachlos und denken: „Nanu!?".

Das nackige Ehepärchen schiert sich den Teufel um die Menschen auf der bleichen Straße. — Zwei Weiber kommen von der Mangel — sie tragen rechts und links nichts und in der Mitte einen Wäschekorb. — Das Ehepärchen springt über den Korb.

Das junge, nackte Weib purzelt hin. Der Mann federt es auf seine Schultern, und mit dem achselreitenden Frauchen zieht er in die grüne Gasse.

Die Waschfrauen hinterher. Die Menschen auf der Straße schließen sich an. Sie sind entgeistert.

In göttlicher Ausgelassenheit ein nacktes Menschenpaar auf der Straße . . .

Digitized by Google

Die Fenſter öffnen ſich ringsum. Menſchen ſammeln ſich an. Man bemerkt u. a.: die Bäckersfrau Hennepiel, den Schlächtermeiſter Rettich, Frau Privata Kallmeyer, Herrn Rentier Ungethüm, Herrn Gerichtsaſſeſſor Ungezwiebel, den Sattler Erbötig, den Kaſſenboten Beinabel, die Frau Oberpoſtſchaffner Hugenbub, Fräulein Schlumps, Herrn Dr. Kurt Lange, Herrn Redakteur Fritz Cl. Löwe, den Tapezierer Mullenweber mit ſeinen Söhnen. Alle, alle ſind ſie auf der Straße. Die grüne Gaſſe wimmelt von Menſchen. Stimmen werden laut. Die ſogenannten Stimmen aus dem Publikum. Man hört den Ruf: Schutzmann, Schutzmann.

Ja, iſt denn kein Schutzmann da?

Natürlich iſt ein Schutzmann da.

Realſchullehrer Moraſt verlangt entrüſtet und mit ſittlichſtem Pathos, daß hier polizeilicherweiſe eingeſchritten und dem ſchamloſen Treiben ein Ende bereitet werde.

Das Volk drängt johlend und ſchreiend nach dem roten Platze, dem Pärchen hinterher. Hallodrioh!

Das Paar, von krakehlenden Menſchen umringt, wird dem Schutzmann in die Arme getrieben.

Der rote Platz iſt ſchwarz von Menſchen.

Das Paar ſteht vor dem Schutzmanne. Rundum die aufgewühlte Menge.

Das Paar ſteht ruhig und gelaſſen vor dem Auge des Geſetzes.

Digitized by Google

Das Auge des Geſetzes blinzt ſchelmiſch. Und, ſich Ruhe verſchaffend, ſpricht der Schutzmann artig: „Ich grüße Sie, meine Herrſchaften. Mein Name iſt Zierengel. Sie gefallen mir. Das heiße ich vernünftig und geſund gehandelt! Sie haben das Eis gebrochen, den Bann zertrümmert. Ei freilich: Retournons à la nature. Nackt ſei der Menſch. Hoch Rouſſeau!"

„Hoch Rouſſeau, hoch Olga Desmond!" brüllt die Menge begeiſtert.

Der Schutzmann ſtreift die Kleider vom Leibe und — mit nichts außer dem Helme angetan — richtet er noch folgende kernige Worte an die Menge: „Wie, Bürger und Bürgerinnen, ſollten wir nicht desſelbigengleichen tun und hinfort wie dieſes muſtergültige Ehepaar kleiderlos in natürlicher Nacktheit wandeln? Mich will bedünken, noch ſei es nicht zu ſpät, dem törichten Wahne, die Nacktheit ſei ſündig, die Spitze abzuknipſen. Beginnen wir — es iſt die höchſte Zeit. Eine geſunde, nackte Generation folge unſeren Tapfen und Stapfen und trete nacktkulturell mit muskulöſen, gehärteten Gliedern in dieſelben hinein. Denn das ſei unſere Forderung für und für: Hoch die Natur — und fort mit allem Zwang, mit aller Unfreiheit. Frei ſei der Menſch, und nackt iſt er zur Welt gekommen. Hoch die Natur! Hoch Olga Desmond!"

Andächtig und nachſinnig hat das Volk gelauſcht. —

Digitized by Google

Alle Männer entkleiden ſich bis auf die ſchale Haut. Paſtor Röchling am raſcheſten.

Edle Männlichkeit, gepaart mit Schönheit, eröffnet ſich den Blicken der Frauenſchaft.

Es ſtrömt immer mehr Volks herbei.

Eine Schlächtersfrau — im Innerſten entflammt — ſchleudert eine Anſprache in die Menge: die Weiber ſollten es den Männern gleichtun — — gleiches Recht für alle — — hinweg mit dem welſchen Kleidertand — — die Nacktheit ſei geprieſen — — Heil der Natur — — hoch Rouſſeau — — nieder mit dem Korſett!

Die Weiber entkleiden ſich ihrerſeits insgeſamt, und zarte Weiblichkeit, gepaart mit holder Anmut, eröffnet ſich den Augen der Mannsleute.

Paſtor Röchling iſt verzückt.

Die Menge ſchwillt an. Der Platz läuft über. Die Häuſer ſpeien ihre Inſaſſen aus.

Männer, Weiber, Kinder reißen ſich die Kleider vom Leibe und ziehen ſingend und tumultuierend nach dem Markte der Reſidenz.

Der Zug wächſt.

Da fährt der Großherzog in ſeinem Dogcart vorüber. Läßt halten und miſcht ſich zu Fuß unter ſein Volk.

„Der Großherzog, der Großherzog", raunt es unter den Menſchen.

Digitized by Google

Stille tritt ein. Und erwartungsvoll blickt die nackte Schar nach ihrem Fürſten.

Dieſer beſteigt ein Bierfaß und ſpricht: „An mein Volk. Grüß Gott. Hätt ich faktiſch nich gedacht. Wir ſind alle Menſchen. Menſchen ſind wir alle. Alle miteinander. Jawoll. Ihr ſeid meine lieben Kameraden. Mit großer Genugtuung gelingt es mir feſtzuſtellen, daß Ihr auf meine geheimſten Regungen — ja was denn gleich — na . . . eingegangen ſeid; denn nackt wollt ich Euch ſchon ſeit je haben. Ich geſtehe Euch das offen ein. Offen ein. — Offen ein. Das höchſte Glück, meine hochwohllöblichen Kameraden, für einen Herrſcher iſt: einem nackigen Volke Herrſcher zu ſein. Zu ſein. Und das bin ich jetzt. Wie ſteh ich da? Na alſo. Hochwohllöbliches Volk, ich liebe Euch als Untertanen und Kameraden. Dreimal hoch ſollt Ihr leben! Ihr ſeid furchtbar nett. Ihr gefallt mir. Fahrt ſo fort. So fort.“

Der Großherzog entledigt ſich unter endloſem Hurrarufen des Rockes und der Weſte und beſteigt in Hemdsärmeln den Dogcart. Unter brauſenden Ovationen ſeines nackten Volkes zieht er ſich nach dem Schloſſe zurück.

Die nackte Menge ſtimmt die Nationalhymne an.

Immer mehr Nackte ſtrömen herbei.

Die ganze Reſidenz iſt auf den nackten Beinen.

Der Polizeipräſident erſcheint und erläßt, ſtürmiſch bejubelt und mit einer Badehoſe verbrämt — folgenden Ukas:

Digitized by Google

Die Straße dient der Nacktkultur. Ecco.

. . . . . .

Jubeln, Hochrufen, Toben, Brüllen, Jauchzen.
Die Stadt rast in Nacktheit.
Was soll ich tun?
Ich beeile mich, die Geschichte zu schließen.

*

Digitized by Google

Die alte Jungfrau und ihr Hund

Die alte Jungfrau sitzt im Nachtjäckchen auf dem Kanapee und liest in der Zeitung. Sie liest die Heiratsanzeigen.

Ihr zu Füßen, in einem Körbchen, schlummert ein Mops.

Die alte Jungfrau liest alle Heiratsanzeigen. Sie tut das täglich.

Die alte Jungfrau hat alle Heiratsanzeigen gelesen und legt das Blatt weg.

Dann greift sie zur Schnupftabakdose, schielt nach dem Mopse und nimmt bedachtsam eine Prise.

Der Mops hat nichts gesehen. Der Mops träumt.

Die alte Jungfrau lehnt sich im Kanapee zurück und seufzt. Es dämmert.

Am Fenster steht ein Spinett.

Auf diesem Spinett kann die alte Jungfrau das Lied „Als ich noch im Flügelkleide" spielen. Mit einem Finger.

Die alte Jungfrau sinnt vor sich hin.

Ach ja, als sie noch im Flügelkleide . . .

Sie atmet tief auf.

Alt geworden.

Digitized by Google

Was hat sie vom Leben?

Einen Mops. —

Der Mops regt sich in seinem Körbchen. Asthmatisch ist er und feist. Als ahne er, was in der alten Jungfrau vorgeht, guckt er zu ihr auf und wedelt mit dem Schwanze.

Aber er bildet es sich bloß ein; wedeln kann der Schwanz nicht mehr.

Die alte Jungfrau will sich nichts anmerken lassen, greift nach dem Strickstrumpf und schickt sich an, einen wollenen Strumpf fertig zu stricken.

Der Mops wendet seinen Blick von ihr und huschelt sich tief in sein Körbchen.

Die alte Jungfrau strickt.

Der Mops döst.

Stille.

Es dunkelt.

Da sticht den Mops der Hafer, er zieht einen Revolver hervor und feuert hintereinander sechs Schüsse in die Luft.

Die alte Jungfrau fällt vor Schrecken tot zu Boden.

*

Digitized by Google

Die Dame mit den schönen Beinen

(1)

In den städtischen Anlagen auf einer Bank sitzt mit gekreuzten Beinen eine junge Dame der allerbesten Gesellschaft. Die Beine sind umhüllt von seidenen Strümpfen. Die Dame hat Wildleder-Halbschuhe an. Die Beine sind berückend schön.

Ein Herr naht sich, macht vor der Dame halt, bückt sich und schiebt mit seiner Hand den Rock der Dame bis über die Kniee hinauf.

Man sieht das duftige Höschen.*)

Die Dame, ohne sich zu erheben, haut dem Herrn eine hinunter.

Der Herr, beglückt, kniet nieder und küßt die Beine der Dame.

Die Dame, sehr verwirrt, weiß nicht, was tun.

Sie bleibt reglos sitzen.

Desgleichen verharrt der Herr, die Lippen auf dem linken Knie der Dame, in seiner Stellung.

Der Verfasser der Geschichte von der Dame mit den schönen Beinen schreitet auf die Gruppe zu und

*) In Lese-Kränzchen wegzulassen!

Digitized by Google

bleibt in Anſehung jener verwirrend ſchönen Beine ſtehen.

Sie tuen es ihm an. Und er ſinkt gleicherweiſe nieder, um die adligen Kniee der jungen Dame mit Küſſen bedecken zu helfen.

Er hält ſich an das rechte. Die beiden Herren beſäen raſtlos die Kniee der jungen Dame mit Küſſen.

Da wird es der jungen Dame zu bunt — ſie ſpringt auf, winkt einem Auto und fährt auf und davon.

Trauervoll richten ſich die beiden Herren empor.

Ach, nun ſind keine zum Küſſen ſchönen Beine mehr da. Ach, ſie ſind dahin. Ach, ach . . .

Die beiden Herren brechen tränenüberſtrömt zuſammen.

Ein Straßenarbeiter ſchippt ſie auf einen ſtädtiſchen Müllwagen.

(2)

Ich habe die Dame mit den ſchönen Beinen wiedergeſehen.

Ich ging durch das Ariſtokratenviertel und nahm die prächtigen Bauten in Augenſchein.

Da erblickte ich die junge Dame mit den ſchönen Beinen. In einem ſtattlichen Gebäude lehnte ſie zu einem Fenſter des erſten Stockwerks heraus.

Ich ging in das Gebäude hinein, um zu erforſchen, wie die Dame heißt.

Digitized by Google

Ich ſtieg die Treppe hinauf.

Ich las den Namen. Einen märchenholden, erdenfernen Namen.

Ich wollte die Treppe wieder hinabgehen, da öffnete ſich die Tür, und die Dame ſtand auf der Schwelle.

„Sie wollen mich beſuchen? Das iſt lieb von Ihnen. Treten Sie ein!"

Ich trat ein.

Ich legte ab.

Die Dame führte mich in ein prunkvolles Gemach.

Ein Herr ſtand darin.

„Mein Mann", ſagte die Dame.

„Reimann", ſtellte ich mich vor.

Der Herr ſprach: „Ich will nicht ſtören!" und verließ das Haus.

Ich ſank der Dame zu Füßen.

Im Himmel verbrachte ich den Tag mit der jungen Dame. Sie hat berückend ſchöne Beine.

„Mein Haus ſteht Ihnen offen, beſuchen Sie mich, ſo oft Sie mögen", ſagte ſie beim Abſchied. —

Ich gehe nun täglich zu ihr.

(3)

Die junge Dame mit den ſchönen Beinen iſt heute bei mir geweſen.

Nach Tiſch hörte ich ihre Kutſche vorfahren.

Digitized by Google

Sie brachte mir Blumen der Morgenröte und streckte sich auf meinen Diwan.

Ich küßte ihre wunderbaren Beine.

Sie wehrte mirs nicht, und ich küßte bis zum Abend.

Da mußte sie gehen. „Mein Mann wird sonst ungeduldig!", sagte sie.

Als sie ging, vergaß sie ihre Beine.

Sie ließ ihre schönen Beine bei mir stehen.

Sie ist ohne Beine nach Hause gefahren, und ihr Gatte hat hoffentlich nichts gemerkt.

Ich behalte die göttlichen Beine und küsse sie.

Ich gebe sie nicht aus der Hand. Zu Bett nehme ich sie mit, und tagsüber behalte ich sie in den Armen.

Es sind die schönsten Beine der Welt.

Ich esse nicht, ich trinke nicht, ich schaffe nichts; — ich küsse immerfort die berückend schönen Beine.

Ich werde zugrunde gehen über diesen Beinen.

(4)

Der Diener der jungen Dame ist zu mir gekommen. Er solle die Beine seiner Herrin abholen.

Ich will die Beine um keinen Preis herausgeben und verlege mich aufs Lügen. Ich wisse von nichts, sage ich, und was für Beine er überhaupt meine.

Ihre Beine, sagt der Tropf. Die Beine seiner Herrin. Er habe den Auftrag, sie abzuholen. Er solle keinesfalls

Digitized by Google

ohne die Beine zurückkehren. Der Herr ſei ungeduldig.

Ich überlege.

Ich laſſe den Diener auf dem Flur warten und ſage: „Einen Augenblick!“ — Ich gehe in mein Zimmer und ſäge mir raſch meine eigenen Beine ab. Die wickele ich in Seidenpapier und lege ſie in eine Pappſchachtel.

Dann reiche ich dem Diener die Beine zur Tür hinaus und trage ihm meine innigſten Grüße auf an die junge Dame.

Der Diener geht. —

Nun habe ich keine Beine mehr. Doch was verſchlägts? Habe ich nicht die ihren?

Ich hole ſie hervor, die ſchönen Beine der jungen Dame, und küſſe ſie und küſſe ſie und vergeſſe darüber den Abgang der eigenen.

(5)

Es ſchellt.

Das iſt der Diener. Er kommt zurück. Es ſei ein Verſehen unterlaufen: ich hätte ihm die falſchen Beine mitgegeben.

Ich bin ratlos.

Ja freilich, da ſagt mir der Diener nichts Neues. Ich habe ihm mit Fleiß die falſchen Beine mitgegeben.

Der Diener ſteht da und verlangt höflich die Beine ſeiner Herrin.

Digitized by Google

Was bleibt mir übrig?

Blutenden Herzens gebe ich sie hin, die schönen Beine der jungen Dame, und stecke mir die eigenen wieder an.

Der Diener empfiehlt sich.

Ich habe nun die berückenden Beine der jungen Dame nicht mehr. Mein Leben ist leer, und ich verfalle.

Meine eigenen sind mir zu nichts nütze — die schönen Beine der jungen Dame will ich haben. Ich muß sie haben.

Ich mache mich auf und renne dem Diener hinterher.

Der Diener ist verschwunden.

Ich stürze nach dem Hause der jungen Dame mit den schönen Beinen.

Das Haus ist verschwunden.

Ich Aermster!

Was fang ich an?

Trübselig krieche ich in die nächstbeste Gosse. Ich will vermodern. Was soll ich noch auf der Welt?

*

Digitized by Google

Der Beſcheid

Haltdieluftan am St. Nimmerleſtage

Ich ſitze im Nachthemd am Schreibtiſch.

Vor mir ausgebreitet liegt ein Schreiben des Bürgermeiſters von Haltdieluſtan.

Ich ſinne nach einer Antwort auf das Schreiben des Bürgermeiſters. Auf das Schreiben muß ich antworten, ſelbſtverſtändlich. Aber was — und wie?

Das Schreiben des Bürgermeiſters lautet:

„. . . in Anſehung Ihra hohen Vadienſte um die deutſche Litaratur haben ſich Rat und Behörden entſchloſſen, die Hauptſtraße unſara Stadt nach Ihnen zu benennen. Wir ſehen einem gütigen Beſcheid Ihraſeits entgegen und vableiben mit geziemenda Hochachtung

Bürgameiſta und Ratskollegium

In Anwartſchaft

Tobias Krakataur m. p."

Ich ſoll Beſcheid ſagen.

Na, gut.

Ich werde antworten, daß ich den Entſchluß der Stadt in Ordnung finde, daß ich die Ehrung annehme, und daß ich ſie ſchon längſt erwartet habe.

Digitized by Google

Es ist schließlich nicht mehr als recht und billig, eine Straße nach mir zu taufen. Uhland, Hebbel, Schiller, Goethe, Grillparzer, Kleist haben längst ihre Straßen — es ist an der Zeit, daß eine Straße meinen Namen trägt. Ich habe die Stadt, in der mein Wohnsitz ist, in manchem Liede besungen, habe ihren Glanz, ihre Schönheit in Erzählungen gepriesen, ich habe die öffentlichen Fest-Dichtungen geliefert, — die Stadt tut nicht mehr als ihre Pflicht, wenn sie mir ihre Dankbarkeit in geplanter Weise bezeugt. —

Ich schlürfe zufrieden meinen Morgenkaffee und schreibe im Geiste den Bescheid.

„Sehr geschätzter Herr Bürgermeister!" Nein, das ist zu familiär.

„Sehr geehrter Herr Bürgermeister!" Auch nicht. Zu wenig offiziell.

„Hochgeehrter Herr Bürgermeister!" Nicht das Richtige. — Ja, wie denn?

„Euer Hochwohlgeboren!" Jawohl! Das ist gut. „Euer Hochwohlgeboren . . ."

Da klingelts.

Ich öffne nicht.

Ich bin ja im Nachthemd.

Wer wird mich groß besuchen?

Ich erwarte keine Seele.

Es ist noch nicht Besuchszeit.

Digitized by Google

Wird ſchon wieder gehen. —

Es klingelt abermals.

Das iſt ein Bote des Bürgermeiſters! Der ſoll den Beſcheid holen.

Das iſt der Bürgermeiſter in eigener Perſon!!

Sei es, wer will, ich öffne nicht.

Es klingelt ein drittes Mal.

Das heiße ich aufdringlich.

Bei fremden Menſchen, zu denen man Beſuch machen kommt, klingelt man doch nicht drei Mal! — Was ein leidlich anſtändiges Weſen iſt, begnügt ſich mit einem Male. Zwei Mal zu läuten, iſt ſchon ungehörig. So iſt wenigſtens meine Meinung.

Es klingelt wiederum.

Diesmal anhaltend.

J, wozu mich aufregen? Mag er klingeln, der da draußen. Ich öffne unter keinen Umſtänden. Nun erſt recht nicht. Wollen doch ſehen, wer hier zu ſagen hat.

Es klingelt ſchon wieder.

Eindringlich. Aufdringlich eindringlich.

Ich gewöhne mich allmählich daran.

Er wird es mit der Zeit ſatt kriegen, da draußen der gute Bürgermeiſter.

Soll er klingeln, ſo viel er mag.

Es läutet ununterbrochen.

Digitized by Google

Meinethalben.

Also das steht fest: geöffnet wird einfach nicht. Ich setze meinen Schädel durch. Ich rühre mich nicht.

Ununterbrochen läutet es.

Ich laß es drauf ankommen. Wollen sehen, wer es länger aushält: ich oder der Bürgermeister.

Es läutet ohne Unterbrechung bis zum späten Abend, bis zu der Stunde, wo die Haustür verschlossen wird.

Um zehn Uhr hört das Läuten endlich auf.

Schritte gehen die Treppe hinunter.

Ich öffne das Fenster.

Eine Gestalt verläßt das Haus.

Der Bürgermeister. Was hab ich gesagt?

Ich hatte es gewußt.

Ich schreibe unverzüglich meinen Bescheid:

„Herr Bürgermeister: Hinsichtlich Ihres rüpelhaften Benehmens behalte ich mir vor, Schritte zu unternehmen, ich weiß noch nicht, welche. Machen Sie sich gefaßt. Dies mein Bescheid. Hans Reimann."

— — — — — — — — — — — — — —

Ich kleide mich an und trage mein Schreiben zum Briefkasten.

Sodann schlage ich den Weg ein nach dem Hause des Bürgermeisters.

Unterwegs sammle ich alle Klamotten, deren ich habhaft werden kann, und stecke sie in die Tasche.

Digitized by Google

Ich poſtiere mich vor dem Hauſe des Bürgermeiſters.
Den erſten Stock bewohnt er, der Rüpel.
Ich ſchmeiße ihm ſämtliche Fenſterſcheiben ein.
Hierauf begebe ich mich wieder heim und pfeife mir eins.
Die Straße iſt natürlich nicht nach mir benannt worden.

*

Digitized by Google

Zerſtreutheit

Profeſſor Krochtropf, Dozent für angewandte Banalität, iſt ſo zerſtreut, daß er ab und zu die zwei r in ſeinem Namen vergißt, ſich voll Waſſer füllt und aufs Feuer ſetzt. — Aber in der Zerſtreutheit unterläßt er es, zu kochen, und wird ſeines Verſehens inne.

In etwas ſticht Krochtropf vorteilhaft von den gewöhnlichen zerſtreuten Wald- und Wieſen-Profeſſoren ab: Er hat noch nie — nie — nie ſeinen Regenſchirm ſtehen laſſen.

Er beſitzt gar keinen.

Anſchaffen will er ſich freilich ſchon immer einen. — Aber in der Zerſtreutheit kauft er immer andere Gegenſtände. —

Eines Tages, als der Regen in Strömen floß, wollte Krochtropf zu Hauſe bleiben und im Trockenen arbeiten. In ſeiner Zerſtreutheit ging er jedoch aus, um ſich endlich einen Regenſchirm zu kaufen.

Als der Profeſſor glücklich in den Beſitz eines Regenſchirmes gelangt war, hatte es zu regnen aufgehört, und die Sonne „lachte".

Krochtropf war nämlich in der Zerſtreutheit in eine

Digitized by Google

Konditorei geraten und hatte daſelbſt einen von einem anderen zerſtreuten Profeſſor ſtehen gelaſſenen Regenſchirm mitgehen heißen.

Er ſpannte den Schirm auf und ſtieg in der Zerſtreutheit einen Regenbogen hinauf.

Als er den Scheitel des Regenbogens erklommen hatte, verſtellte ihm ein Räuber den Weg und ſagte jovial: „Geld oder das Leben!“

Krochtropf ließ in ſeiner Zerſtreutheit das Leben.

Nun iſt er tot. —

Oben auf dem Regenbogen ſteht der Schirm. Ach.

*

Digitized by Google

Das scharfe Nachdenken

Der Gelehrte Engelbert Seelenknecht sitzt in seinem Arbeitszimmer und denkt scharf nach.

Er denkt sogar sehr scharf nach.

Er denkt ganz außerordentlich scharf nach.

Er könnte beim besten Willen nicht schärfer nachdenken. Er ist sich dessen wohl bewußt, daß er scharf nachdenkt. Er weiß sehr wohl, daß er sehr scharf nachdenkt. Aber er möchte noch ein klein winzig bissel schärfer nachdenken.

Es ist jedoch ein Ding der Unmöglichkeit, noch schärfer nachzudenken.

Seelenknecht denkt scharf darüber nach, wie es kommt, daß er nicht noch schärfer nachdenken kann. —

Der gelehrte Mann sitzt in seinem Arbeitszimmer und denkt so scharf nach als möglich.

Sein Haupt ist kahl.

Das kommt vom scharfen Nachdenken.

Einst, als er noch nicht so scharf nachzudenken pflegte wie heutzutage, hatte Seelenknecht manches Haar auf dem Kopfe.

Man muß es ihm lassen: er brachte es schon in jungen Tagen fertig, hübsch scharf nachzudenken, aber es war längst nicht das, was er gegenwärtig im scharfen Nach-

Digitized by Google

denken leiſtet. — — — Als der Gelehrte Seelenknecht lange genug ſcharf nachgedacht hatte, ließ er es ſein. Er hörte auf, ſcharf nachzudenken. Das heißt: er gab ſich Mühe, aufzuhören. In Wahrheit dachte er ſcharf darüber nach, wie es denn käme, daß er außerſtande ſei, aufzuhören, ſcharf nachzudenken.

Er hätte gern einmal ausgeſpannt und das ſcharfe Nachdenken das ſcharfe Nachdenken ſein laſſen.

Er hat ſich jedoch ſo daran gewöhnt, ſcharf nachzudenken, daß er einfach nicht leben kann, ohne ſcharf nachzudenken.

Dies iſt ſein Schickſal: er muß unabänderlich ohne Unterbrechung ſcharf nachdenken.

Sein Gehirn kugelt ſich förmlich aus — ſo ſcharf denkt Seelenknecht nach. Er kann es nicht laſſen. —

— — — — — — — — — — — — — —

Seelenknecht iſt verheiratet. Hat eine niedliche, blonde Frau. Frau Seelenknecht denkt oft ſcharf darüber nach, warum ihr Engelbert unausgeſetzt ſo ſcharf nachdenkt.

Sie hat ſich für ihre Perſon das ſcharfe Nachdenken ſo innig angewöhnt, daß ſie kaum loskommt vom ſcharfen Nachdenken.

— — — — — — — — — — — — — —

Ich denke ſcharf darüber nach, ob bei dem ſcharfen Nachdenken überhaupt etwas herauskommt.

Ich glaube nicht.

*

Digitized by Google

Drei Träume

(1)

Ich träume: Um das Wort „Eeefe" nicht zu verlieren, ſchreibe ich es geſchwind auf. Kaum ſtand das Wort „Eeefe" auf dem Papiere, wache ich auf (träumte ich). Im Träumen buchſtabierte ich das Wort „Eeefe" und kam nicht darüber weg. Was heißt das, was bedeutet das Wort „Eeefe"?

Darüber wachte ich auf. Das Wort „Eeefe" im verſchlafenen Munde. Mühſelig taſtete ich mich nach dem Traume zurück. Das letzte Quentchen Traum ſickerte ins Bewußtſein:

Auf dem Ichneumond, einem fremden, „quadratiſchen" Weltkörper (er war ein Körper und doch kein Würfel, er war quadratiſch und doch keine Fläche) — auf dem Ichneumond bilden kleine Hornhäutchen, die zum Schutze der — ſagen wir — Sehorgane ichneumondiſcher Lebeweſen dienen, das ſinnliche Moment für das quaſi männliche Geſchlecht. Dieſe Hornhäutchen führen den Namen „Eeefe". — Im Traume habe ich neben zwei quaſi männlichen Ichneumond-Bewohnern geſtanden. Als eine Ichneumondaine vorüber ging, ſchmunzelte der erſte Ichneumond-Mann den zweiten an, beide zwirbelten ihre

Digitized by Google

Schwanzflossen, und beide gluckſten uniſono: „Donnerwetter, hat die eine ſtramme Seefe!“

(2)

Ich will durchaus eine achtwöchige Uebung leiſten, obſchon ich militäruntauglich bin. Zu dem Zwecke verſchaffe ich mir Uniform und Zubehör, melde mich auf dem Bezirkskommando und bei der Train-Abteilung zum Antritt der Uebung und beginne drauflos zu üben. Das geht ſo vierzehn Tage lang. Ich bin ein vorbildlicher Unteroffizier, beſeelt vom militäriſchſten Geiſte: innen hui und außen hui!

Da fahre ich — nach befriedigendem Verlauf der erſten zwei Wochen — eines Vormittags in der Elektriſchen. Mir gegenüber ſitzt ein echter General. Der hat einen abſonderlichen Helm auf. Aha, erkenne ich, das iſt ein Pſeudo-Helm: Kokarden, Schuppenketten, Lack, Glanzlichter — alles iſt gemalt! Raffiniert gemalt! Der Helm iſt aus Papier (ausgeſchnitten!). Ich befühle den Helm mit dem Finger: der Helm iſt aus einer Zeichnung Thönys herausgeſchnitten. — Indes hat der General ſehr wohl meinen Augen und meinem Finger angemerkt, daß ich hinter ſein Geheimnis gelangt bin. Unwillig und barſch fragt er nach meinem Namen. — „Herr General,“ ſage ich, „ich bin der Hans Reimann.“

Der General ſteigt aus.

Ich, gärend von Unruhe, gehe heim.

Digitized by Google

In meiner Wohnung liegt ein Papierwisch, ich solle mich unverzüglich beim Wachtmeister melden.

Ich gehe zum Wachtmeister.

Der sieht aus wie ein falsch abgeteiltes Wort, und als ob er Kircheisen hieße — also wie Kirche-isen. Ich bin grad drauf und dran, mich über das Kirche-isen zu verwundern, da werde ich verhaftet und in Arrest geführt wegen „Gegenteils von Fahnenflucht".

(3)

Der Herr der Burg hat mich verwachsenen Lakaien zum Hüter seiner Frau bestellt. Der Herr ist über Land. Er ist nicht gern über Land. Er ist eifersüchtig.

Ich alter, buckliger Mensch muß seine Frau bewachen. In ihrer Kemenate sitze ich und sehe zu, wie sie sich kämmt.

In der geräumigen Kemenate steht ein breites Bett.

Es ist Abend.

Da rüttelt einer an der Pforte und begehrt mit geiler Stimme Einlaß. Und flucht.

Ich bin zu Tode erschrocken. Die Stimme kenne ich. Es ist mein Klassenlehrer aus der Obersekunda.

Ich hole meinen Browning, zitternd am ganzen Leibe.

Die Gräfin sieht mich lächelnd an und, wie ich fühle, unbeunruhigt.

Ich suche die Patronen und finde sie nicht.

Der Kerl draußen flucht.

Digitized by Google

Ich nehme Patronenhülsen und stopfe allerlei hinein: Watte und Holzstücke und Eisen und Pulver. Und damit die Patronen recht kräftig wirken, schreibe ich geschwind auf jede: „Gift + + +".

Dann lade ich den Browning. Unterdessen hat sich der Professor unter das Fenster der Kemenate geschlichen. Ich höre ihn sich nahen.

In dem Augenblicke, wo ich mit Laden fertig bin (in einem Tischkasten habe ich zum Glück drei Stahlpatronen — echte — aus Solingen — Marke Drillinge — ergattert), steigt der von mir aus Herzensgrund gehaßte Mensch klirrend und rasselnd durchs Fenster.

Die Pistole halte ich sichtbar in der Hand.

Die Gräfin entkleidet sich. Reznicek-Posen.

Ich stürze ans Telephon — die Gräfin reißt mir den Hörer mit geheuchelter Aufgeregtheit aus der Hand und ruft eine — wie ich fühle — y-beliebige Nummer in den Apparat. Sie spricht mit ihrem Gatten. Aber es ist alles Lüge. Das Telephongespräch ist ein Monolog. Ihr Mann ist nicht am Apparat.

Der Professor wartet gelassen ab. Er sieht mich, ekel grinsend, am Revolver hantieren und reinigt dabei ein Prismen-Fernglas. Er setzt es an die Augen und beobachtet schniefend meine Herrin, meine Fraue, die sich bis zur Nacktheit auskleidet.

Ich, tollwütig, gebe Schuß auf Schuß ab. Die Kugeln

Digitized by Google

treffen den gehaßten Mann, dringen aber nicht ein. Sie bleiben in dem Fett der Haut ſtecken wie Stiefel verirrter Wanderer im Sumpfe.

Die Gräfin ſteht nackt in der Kemenate.

Der Profeſſor hat ſich auf einen Sorgenſtuhl, auf einen Freudenſtuhl geſetzt und beobachtet unabläſſig die Bewegungen meiner Herrin durch das Fernglas.

Ich — in geſteigerter Raſerei — ſetze ihm den Browning aufs Herz und ſchieße. Der Browning verſagt. Ueber den Nicht-Knall bin ich dermaßen erſchrocken, daß ich auseinanderplatze.

Mein Haupt fliegt durchs Zimmer. An einem Spiegel vorbei. Ich erkenne mich nicht. Ich halte ein; vor dem Spiegel. Was iſt das? Was iſt das?? Meine Pupillen ...

Ich höre die Gräfin luſterſtickt zu dem Profeſſor ſagen: „Und beim Souper mußt Du links und mein Mann rechts von mir ſitzen. Damit ihm endlich die Augen aufgehen ...“

Die Augen aufgehen ...

Mir gehen die Augen auf.

Ich vergeſſe beim Betrachten meiner Augen Ort und Handlung; nichts intereſſiert mich mehr. Alles verſchwindet.

Ich habe blutigrote Pupillen. —

Ich wache auf. Ein Sonnenſtrahl liegt in meinen Augen.

*

Digitized by Google

Die Uhr

Ich bin noch neu und finde mich im Leben nicht so zurecht, wie es wohl billig wäre und geziemend.

Man leite mir draus keinen Vorwurf her!

Ich will mich ja bemühen und gebührend leben. — Mir ist, als lebte ich das erste Mal, so jämmerlich bewege ich mein Leben in die Irre.

Laßt mich erst tot sein — schnurstracks will ich instand mich setzen lassen, aufs neue hienieden zu wandeln. Das zweite Leben soll ein stattlich Leben werden, ich gelob es. Ich will mit den Erfahrungen und Kenntnissen des ersten wirtschaften und ein mustergültiges Leben daherleben — so mustergültig, daß es in die Lesebücher kommt und von den Schülern als Strafarbeit aufgesagt werden muß. —

Warum hilft mir aber auch niemand und sagt mir, wie man sich anzustellen hat beim Leben?

Ihr laßt mich alle leben, wie ich mag. O, Ihr seid ungut! — Kommt, sprecht zu mir: „Jetzt lebe so — und morgen lebe stark in jener Richtung!“, damit ich nicht ins Blaue mich verlebe.

Zeitweilig glückt es mir — das müßt Ihr anerkennen — schon ganz manierlich und wie ein Alter herumzu-

Digitized by Google

leben, doch dann und wann gerate ich daneben und verpfusche den schönsten Lebensansatz.

Es steht mir niemand bei, es kümmert keiner sich um mich.

Ich will Euch meine Nöte klagen; vielleicht, daß einer sich erbarme. — Hört, was mir widerfahren ist mit mir.

Ich sitze da und lebe vor mich hin. Das Zimmer ist verschlossen. Da tritt durch die versperrte Tür ein Kerl mit Höllenaugen und fordert herrisch meine Uhr.

Die Uhr, die ist ein Erbstück meines Ohms. Sie wird sich bis zum jüngsten Glied in unserem Geschlechte weitervererben.

Ich biete alsogleich dem Kerl den Wert der Uhr in Gold. Ich weiß nicht andern Rat; ich lebe mangelhaft.

Dem Kerl ists um die Uhr zu tun, nicht um das Geld. Er will die Uhr und will nichts anderes.

Ich bete — lebensunerfahren — zum Himmel. Ich bete flehentlich. Ich bete um ein Wunder.

Und es geschieht ein Wunder.

Ich ... verschwinde.

Ich bin verschwunden.

„Das ist ein Irrtum", klage ich; — doch wer vernimmt das Klagen eines Weggeschwundenen?

Der Kerl ergreift die Uhr und zieht zurück sich durch die Wand des Zimmers.

Mich hat er in der Tasche.

Digitized by Google

Ich bin die Uhr. Ich bin verzaubert in die Uhr.

Der Kerl ſchleppt mich in eine nächtliche Spelunke. Dort werde ich verſchachert an den ärgſten Feind, der mir gewachſen, an den Artiſten Zackergoß, den Hundezüchter.

Der Hundezüchter ſtellt mich zehn Minuten vor und ſenkt mich mit befriedigtem Gerülps in ſeine linke Weſtentaſche.

Ich poche laut — in meines Buſenfeindes Weſtentaſche.

Ich gehe nach und bleibe ſchließlich ſtehen auf dreiviertel elf Uhr. Um Mitternacht ſieht Zackergoß auf ſeine Uhr, auf mich.

Ich ſtehe und blicke ihm geheuchelt-harmlos in die Augen — mit meinem Dreiviertelelf-Geſicht.

Der Hundezüchter zieht mich auf.

Ich gehe nicht.

Er rüttelt mich, daß Gott erbarm.

Ich geh und gehe nicht.

So ſteckt er mich halt wieder ein und trägt mich bis zum nächſten Morgen in der Taſche.

Ich gehe heimlich, allein ich äußere mich nicht und laſſe mein Dreiviertelelf-Geſicht beharrlich ſtehen. Mit keinem Zeiger zucke ich, obſchon ich vor verhaltnem Leben berſte.

Der Zackergoß trägt mich am nächſten Tage hin zum Uhrenmacher.

Digitized by Google

Der Uhrenmacher nimmt mich in Empfang und ſagt: „Jawohl, in dreien Tagen!“

Der Hundezüchter wendet ſich und hebt ſich hinweg.

Der Uhrenmacher öffnet mich und ſchaut mir angeſtrengt ins Herz hinein.

Das klopft als wie im Fieber, doch rühren ſich die Lebenszeiger nicht vom Fleck.

Der Uhrenmacher zündet ſich eine bedenkliche Miene an und kneift ein Glas ins rechte Auge.

In dieſem Augenblicke ... entzaubert mich der Himmel, und Menſch ſitz ich dem Menſchen Uhrenmacher gegenüber.

Die Uhr hat ſich verflüchtigt. — Ich habe ihr Geſicht.

Groß ſieht der Uhrenmenſch mich an wie ein aus allen Wolken Abgeſtürzter.

Ich ſage laut und, wie man michs gelehrt hat: „Ei guten Morgen, Meiſter Uhrenmann!“

Der Uhrenmenſch befühlt mich taſtend, ſtreicht und drückt an mir herum; kein Wort bringt er heraus.

Ich — unbewandert wie ich bin im Leben — verzichte, dem Mann Erklärungen zu geben. Ich ſtehe einfach auf und gehe meines Wegs.

Ich war ſchon längſt davon, da löſte ſich des Uhrenmachers Zunge, und verſonnen kam es über ſeine Lippen:

Digitized by Google

„Dies war ein Menſch, kein Zweifel. Der Herrgott ſteh mir bei!"

Ja. Ich war wieder Menſch und lebte rüſtig, wie gewohnt, bis in den Abend.

Am Abend aber lief ich ab.

Nun liege ich herum, bin weder Menſch noch Uhr.

Mein Zifferblatt ſtiert trauervoll ins Leere.

Kommt niemand, der mich aufzieht?

*

Digitized by Google

Die Glaskugel

Unweit des Bahndammes sah der Bahnwärter Richter etwas Rotes im Grase blinken. Er schritt hin und fand in Grasbüschel gebettet eine umfangreiche Glaskugel. Des Bahnwärters Hände griffen nach dem gleißenden Dinge.

Simple Leute nehmen mit, was sie finden.

Richter trug die Glaskugel vorsichtig heim.

Seine Frau befestigte das Kugelding auf einem Besenstiel, und noch am gleichen Abend, bei einer Arbeitspause, trug es Richter in sein Gärtchen am Bahndamm und rammte es zwischen Gemüse und Blumen in die Erde.

Und als am Morgen die Sonne sich heraufgemacht hatte, glitzerte die Kugel dem Staudensalat, dem Kohl und dem Spinat purpurne Herrlichkeiten in die verträumten Augen. — Die Pflanzen, benommen von der schwarzen Nacht, staunten das Wunderding an.

Das stand aufgeblasen und eitel inmitten der schlaftrunkenen Gartenwelt und strahlte und schillerte.

Und je höher die Sonne am Himmel klomm, um so stärker leuchtete die Kugel, und alle Pflanzen und Blumen sogen sich satt an ihrer glanzvollen Pracht.

Digitized by Google

Dem Kohl, dem Spinat und der Gurke wurde es anders.

In Purpur getaucht ſtand der Garten.

Ein Wunder hatte ſich begeben.

Der Garten prangte in lichter Schönheit, er, der bisher ſo armſelig geweſen war.

Was kannten die Gewächſe des Gartens? — Die Gießkanne, die Eiſenbahn, den Regen, den Ruß und die bunte Wäſche der Bahnwärtersfrau.

Und jetzt? Ein Wunder war ihnen aufgegangen.

Die Sonne war in den Garten herabgeſtiegen und tränkte ihn mit Himmelslicht und Lebenswonne. — —

Die Kugel, das tote Ding, hatte den Garten belebt.

Die Kugel ſonnte ſich.

Um die Mittagsſtunde pflog die Kartoffel mit Onkel Runkelrübe ein Geſpräch. Käfer hatten ihr geprahlt von dem Wunder, das ſich ereignet hatte: ein erhabenes, rundes Etwas — die ſogenannte Sonne — erfülle mit ſeinem roten Leuchten den Garten, und alle Pflanzen ſeien berauſcht. — Kartoffel und Rübe — blind, doch voller Neugier — ſtellten hämiſche Betrachtungen an über die Leichtgläubigkeit der Oberirdiſchen und verwarfen das Leuchten als neumodiſchen Firlefanz.

Am ſpäten Nachmittage lag der Garten in holder Seligkeit. — Der Goldlack ſtammelte: „Heute war der ſchönſte Tag meines Lebens. Ich danke Dir, o Himmel!“

Digitized by Google

— Georginen, Nachtſchatten und Nelken verſanken in ein gemeinſchaftliches Dankgebet für das beſcherte Glück. — Kohlrabi, Peterſilie und Schnittlauch ſtrömten über, weil auch ſie des Segens teilhaftig geworden waren. —

Dann wurde es Abend. Die Schatten verkrochen ſich langgebeint, kalten Wind auf den Ferſen. Eine ſchauerliche Nacht hockte ſich über Wald und Feld. —

Als die Amſeln am Morgen die Pflanzen weckten, lag der neue Tag trübe und ohne Sonne auf ihnen.

Der Salat ſprach zur Gurke: „Sieh, dort ſteht eine Glaskugel. Wo kommt die her?“ — „Geſchmacklos“, ſagte die Gurke.

Bald war eine allgemeine Unterhaltung im Schwange, des Inhalts, daß der Bahnwärter Richter eine Glaskugel auf einem Beſenſtiele in den Garten geſetzt und damit offenbar die Abſicht verbunden habe, den Garten zu verſchönen.

„Ordinär,“ ſagte die Georgine, „und es duftet nicht einmal, das Ding.“

Die Pflanzen nahmen ſich einmütig vor, die Glaskugel einfach zu ignorieren.

*

Digitized by Google

Wie ich ſtarb

Aus meiner Schulzeit

Stockfinſtere Nacht wars, und ich lag im Walde unter einem großmächtigen Eichbaum.

Ich war von zuhauſe fortgelaufen. Ich hatte Differenzen gehabt mit meinen prähiſtoriſchen Eltern.

Das Leben ſtand mir bis zum Halſe, und ich geiferte die grüne Galle.

Der pechſchwarze Wald kam meiner Mißſtimmung baß zuſtatten.

Mutterſeelenallein lag ich, und es war ſo hahnebüchen dunkel, daß ich die Hand nicht vor Augen ſehen konnte.

Ach, ich wollte ſie gar nicht ſehen. —

Wie ich ſo liege und alles abgründlich ſatt habe, — grollt plötzlich ein fürchterlicher Donnerſchlag mir zu Häupten.

Dies muß ein techniſches Verſehen der Himmelsleitung geweſen ſein. Es hatte nämlich vorher gar nicht geblitzt.

In gelinder Verwunderung äugte ich aufmerkſam zum Himmel in das ſchwarze Nichts.

Da erfolgte ein zweiter Donnerſchlag. Mir ſchwirbelte vor Augen.

Digitized by Google

Und unmittelbar nach dem Donner zerſpellte ein ekelhafter Blitz — kilometernd — die Finſternis.

Die Direktion hatte alſo das Verſehen wohl bemerkt und den Spielleiter den ſtehengebliebenen Blitz ſchleunigſt hinter dem Donner herhetzen laſſen.

Der Blitz zerzickzackte in irrſinniger Wut das Himmels-Nichts, ſpringt habichnichtgeſehn auf die Krone meiner Eiche, krallt ſich an und ſauſt wie der Satan den Stamm hinunter und zerſchmettert mich. — —

Ja, was ſoll man da machen?

Am beſten, man bleibt liegen und wartet ab. Schon, weil man Leiche iſt.

Ich blieb lange liegen.

Am frühen Morgen fand ein mir bekannter Privat-Detektiv, den Wald durchſtöbernd, mich Leiche.

Ich wollte „Guten Morgen" ſagen, hielt jedoch an mich, um den Biederen nicht zu ſchrecken.

Der Detektiv ließ mich nach Hauſe transportieren.

Er war übrigens auffallend unraſiert. —

Als ich Leiche in die Wohnung meiner Eltern gebracht wurde, ſagte mein Vater: „Der Laufejunge!" Und meine Mutter ſchrie auf, muſterte mich eingehend und verſetzte: „Und da hat er auch noch ſeine gute Sonntagskrawatte um!"

Sie war überzeugt, daß ein perſönlicher Strafvollſtreckungs-Akt des Himmels vorlag. —

Digitized by Google

Ich wurde einen Tag darauf mit Pfeifen und Trompeten auf den Friedhof gefahren. Das Begräbnis war wunderschön. Es gab viele, viele Kränze und ein Dutzend Palmen. Mir lachte das Herz im Leibe. Ich war auf einmal ein Musterknabe und der Stolz meiner Eltern.

Jetzt habe ich keine Differenzen mehr.

*

Digitized by Google

Wie ich am Leben blieb

Um 4^h sollte ich hingerichtet werden.

Am Abend zuvor hatte ich telephonisch den Landesfürsten gesprochen und ihm die Mitteilung gemacht, daß ich ihm etwas Wichtiges anzuvertrauen habe.

$^1/_{24}{}^h$ waren Landesfürst, Staatsanwalt und Büttel in meiner Zelle.

„Haben Sie noch einen letzten Wunsch, Reimann?" fragte der Büttel im Namen des Fürstentums.

„Freilich," entgegnete ich, „Ihr könnt mich allesamt — — —!"

Ich wurde in Arrest gesteckt wegen groben Unfugs. Als ich den Arrest abgebüßt hatte, sollte ich endgültig hingerichtet werden. Ich war reif.

Der Fürst war nicht zugegen. — Er hatte Lunte gerochen —, aber der Staatsanwalt und sechshundert Polizisten umstanden mich und richteten ihr Augenmerk auf mich hartgesottenen Sünder.

„Haben Sie noch einen letzten Wunsch?" fragte der Staatsanwalt (Fürstentumsanwalt).

„Ja natürlich," entgegnete ich, „Sie können mich — — —!"

Digitized by Google

Ich wurde abgeführt und in den Kerker geworfen. Große Ketten um den Rumpf und Bleigewichte an den Füßen. Ich hatte die hohe Obrigkeit im Wiederholungsfalle beleidigt.

Sechs Monate saß ich im Kerker. Ich denke gern daran zurück.

Eines Tages ward ich wieder in den Gerichtssaal gezerrt und einem Verhör unterworfen.

Aber es war nichts aus mir herauszukriegen als der mehrfach geäußerte Wunsch.

Der Staatsanwalt beriet sich mit den Femrichtern. Die Femrichter berieten sich mit den sechshundert Polizisten.

Der Staatsanwalt verkündete, daß, ehe ich hingerichtet werden dürfe, die Beleidigungen, die ich verbrecherischerweise ausgestoßen hätte, gesühnt werden müßten. Ich sei zu vier Jahren schweren Kerkers verurteilt worden. Hätte ich die abgebrummt, sei ich vielleicht der Hinrichtung würdig; — e h e r keinesfalls.

Ich dachte mir mein Teil. — — —

Ich kam also in den Kerker. Den kannte ich schon.

Im Kerker benahm ich mich so unflätig, daß die Wärter und Reinemachfrauen beim Staatsanwalt vorstellig wurden.

Der Erfolg war, daß man mich einer Besserungs-Anstalt übergab.

Digitized by Google

Die Besserungs-Anstalt tat Wunder an mir.

Ich besserte mich von Tag zu Tag und wurde nach und nach ein guter Mensch.

Und da der Staat gute Menschen nicht köpft, so ließ man mich meiner Wege laufen.

*

Digitized by Google

Pech

Es gibt eine Unmenge Schriftsteller — sogenannte Humoristen —, wenn die eine leidlich originelle Geschichte erzählen, schreiben sie zum Beschlusse den Satz: Da erwachte Krause oder Artur oder Margot und nahm betrübt wahr (oder erleichtert — je nachdem!), daß es „nur ein Traum gewesen war".

Der Leser sagt in solchem Falle: Schade — oder Gottlob, je nachdem. Und der Verfasser sagt: Aetsch!

Die Kunst des humorvollen Verfassers besteht darin, den Leser auf dem Grat zwischen Noch-Möglichem und Schon-beinahe-nicht mehr-Möglichem wandeln zu lassen.

Eine originell erdachte und geistvoll erzählte Geschichte — ich wiederhole das — wird häufig von den Lieblingen der Lese-Halbwelt mit dem abkühlenden (oder wärmenden — je nachdem!) Satze beendigt: „Es war ein Traum".

Dieses Verfahren ist uralt und schäbig. Es sei hiermit von mir gebrandmarkt.

Als ich noch zur Schule ging, hatte ich bereits ein ausgewachsenes Mißtrauen gegen derlei komisch sein

Digitized by Google

ſollende Traum-Geſchichten. Frühzeitig ging mir auf, daß *nichts unkomiſcher ſei als ein Traum, dagegen nichts komiſcher denn der pathetiſche, wadenſtramme Ernſt des wachen Lebens.* —

Ich erzähle jetzt ſchlicht und trocken die Geſchichte von dem Aſtronomen Blauſchyff. Sie iſt erweislich wahr. Wie alle die Geſchichten, die ich erzähle. Und ſelbſt an unwahrſcheinlich anmutenden Punkten halte ich mich ſtreng an die nackte Wirklichkeit.

Ich betone dies: Es wacht zu guter Letzt niemand auf, um feſtzuſtellen, daß es „nur ein Traum" geweſen ſei; es wacht niemand auch nur im geringſten auf — im Gegenteil! —, und die Geſchichte iſt unendlich weit davon entfernt, ein Traum zu ſein.

Man ſei deſſen eingedenk!

— — — — — — — — — — — — — —

Anno 1711 — das Jahr des Kometen.

Ein leibhaftiger Komet vagabundiert durch den Weltenraum und macht Miene, ſich der Erde unliebſam anzuvettern. Die Menſchen ſind nervös.

Das waren die Menſchen ſeit je.

Adam war der erſte Neuraſtheniker, und Eva litt bekanntlich an Hyſterie. Mit Kain und Abel — ich ſage damit nichts Neues — ſetzte die Décadence ein. — Alſo, die Menſchen waren im Jahre 1711 ſehr nervös — in Erwartung des Kometen.

Digitized by Google

Um sie zu beschwichtigen, hielt der Astronom Blauschyff Ansprachen auf Ansprachen und veröffentlichte außerdem beleibte Bücher, in denen er rasiermesserscharf bewies, daß der Komet unter keinen Umständen der Erde etwas zuleide tun könne.

Ein Mann der Wissenschaft muß Bescheid wissen, und wenn er etwas behauptet, so hat er seine Unterlagen.

Das Publikum läßt sich jedoch nur allzu gern gehen, und Blauschyffs Wirken tat der Nervosität keinen Abbruch.

So rückte denn der kritische Tag, an welchem der Erduntergang erfolgen sollte, bedrohlich heran.

Erwachsene Menschen schlotterten käsweiß einher, und je älter einer war, um so verzweifelter gebärdete er sich.

Dies hat seinen Grund darin, daß die Menschen am Leben hängen und nur ungern von dannen fahren.

Es half alles nichts. Der kritische Tag war da. Der Erduntergang stand vor der Tür. Nachts um zwei sollte er erfolgen.

Prosit Mahlzeit! —

Ruhig schreibt in seinem Observatorium der Astronom Blauschyff an einem Berichte über den Verlauf der kritischen Nacht. Die Berichte für die Tageszeitungen wurden schon 1711 im vorhinein geschrieben. Blauschyff

Digitized by Google

ſetzt auseinander, wie der Komet in einer anmutigen Hyperbel um die Erde geſchloſſen ſei und in der Richtung auf das große Nilpferd Leine gezogen habe. Nichts, ſchreibt Blauſchyff, ſei harmloſer denn ein Komet; nur das blökende Volk könne vermeinen, der Erduntergang würde durch einen tolpatſchigen Kometen bewirkt werden.

Blauſchyff wendet keinen Blick nach dem Kometen. Wozu auch? Er iſt ein Mann der Wiſſenſchaft und weiß, was er weiß. —

Die Mitternacht iſt vorüber.

Blauſchyff hat ſeinen Bericht der Zeitung durch die Magd zuſtellen laſſen und ſich zu Bett gelegt.

Er iſt der einzige Menſch, der ſchläft.

Alle übrigen ſind wach und ſchauen auf zum Sternenhimmel. Gaſſen, Straßen, Plätze ſind geſteckt voller Menſchen, und der hinlänglich bekannte Pferdeapfel kann nicht zu Boden fallen. —

Der Komet raſt pfeilgerade auf die Erde los. Und Punkt 2^h erfolgt der Zuſammenſtoß.

Der Komet hat ſich das Haus des Aſtronomen Blauſchyff auserwählt. Mit einem Höllenſpektakel plumpſt er ſenkrecht durch das Haus hindurch und fährt ſchweifwedelnd ſechzehn Kilometer tief in die Erde hinein wie in Watte.

Die Welt iſt zwar nicht untergegangen, aber der Aſtronom Blauſchyff iſt mauſetot.

Digitized by Google

Er ist mitsamt seinem Bette dem Kometen die sechzehn Kilometer in die Erde nachgerutscht.

Er wacht nicht auf.

Er hat nicht geträumt —

Er wird sich wohl verrechnet haben.

Pech.

*

Digitized by Google

Spiel des Lebens

Landesgerichtsrat Gänsekiel und Diakonus Hesekiel sind einander spinnefeind. —

Große Ferien.

Gänsekiel reist nach Partenkirchen. — Hesekiel fährt bestimmt nicht nach Partenkirchen, denkt Gänsekiel.

Hesekiel reist nach Partenkirchen. — Gänsekiel fährt sicherlich nicht nach Partenkirchen, denkt Hesekiel.

Gänsekiel ist zwei Tage in Partenkirchen, da begegnet ihm Hesekiel.

Gänsekiel schnürt alsogleich sein Bündel und dampft nach Rosenheim.

Hesekiel bricht alsogleich seinen Aufenthalt in Partenkirchen ab und dampft fort von dem Orte, in dem sich Gänsekiel niedergelassen hat. Hesekiel dampft nach Rosenheim.

Hesekiel geht in Rosenheim Einkäufe machen. In dem angenehmen Bewußtsein: der Gänsekiel, der sitzt in Partenkirchen.

Gänsekiel geht in Rosenheim, sich Sehenswürdigkeiten zu betrachten. Heiter strahlt sein Auge. Der Hesekiel sitzt in Partenkirchen, denkt er.

Digitized by Google

Gänſekiel und Heſekiel treffen ſich.

Gänſekiel reiſt ſtracks nach Partenkirchen zurück. Dort iſt die Luft rein.

Heſekiel packt Hals über Kopf ſeine ſieben Zwetſchgen und reiſt nach Partenkirchen zurück. Dort iſt die Luft rein. Denkt er.

Heſekiel geht nicht aus dem Zimmer. Aus Angſt, er könne doch vielleicht am Ende den Gänſekiel treffen.

Gänſekiel wagt ſich nicht aus dem Hauſe, beſorgt, er könne doch vielleicht am Ende dem Heſekiel begegnen.

Die großen Ferien ſind glücklich zur Neige.

Heſekiel und Gänſekiel fahren in die Heimat zurück.

Im Speiſewagen laufen ſie ſich in die Arme.

Heſekiel zieht die Notleine.

Gänſekiel zieht die Notleine.

Der Zugführer kommt.

Heſekiel und Gänſekiel müſſen dreihundert Mark auspacken wegen Mißbrauchs der Notleine. Auf jeden fallen einhundertundfünfzig.

Gänſekiel hat noch vier Hundertmarkſcheine bei ſich.

Heſekiel hat keinen roten Heller mehr.

Gänſekiel borgt ſeinem Todfeind Heſekiel die hundertundfünfzig Mark.

Heſekiel iſt gerührt und reicht ſeinem Todfeind die Hand.

Heſekiel und Gänſekiel fallen einander um den Hals und ſchließen Freundſchaft.

Digitized by Google

Der Zug nähert sich der Heimatstadt.

Hesekiel und Gänsekiel trinken im Speisewagen Brüderschaft und fassen den Vorsatz, im nächsten Jahr die großen Ferien gemeinsam in Berchtesgaden zu verbringen. —

So spielt das Leben.

*

Digitized by Google

Erlebnis

In aller Morgenfrühe rudere ich auf dem Flusse vor der Stadt.

Die Menschen schlafen noch.

Die Sonne geht auf.

Ich sitze in einem Grönländer und rudere flußaufwärts.

Sanft strömend windet sich das Wasser durch den Wald; es gefällt ihm gut darinnen, und es macht nichtsnutzige Umwege, um nicht das schattige Grün so rasch verlassen zu müssen. In kühlen Buchten bleibt es verweilend stehen, strudelt gemütlich und streckt da und dort spielerisch Arme in den Wald.

Ich rudere in einen dieser Arme hinein.

Hier ist die Strömung kräftiger als im Flusse selbst, und ich komme nur langsam vorwärts.

Der Arm ist im übrigen ein getreues Abbild des Flusses im Kleinen. Dieselben Windungen, dieselben Ufer — aber zierlich wie Spielzeug. Auch der Wald ist niedriger.

Mir ist in meiner Einsamkeit wie in einer verzauberten Welt.

Zeitungspapier treibt mir entgegen.

Digitized by Google

Zeitungspapier — halloh! — das ist die „rauhe Wirklichkeit"!

Ich rudere den Arm hinauf, immer weiter.

Zerweichte Papier-Schiffchen treiben mir entgegen. Die Strömung hat sie umgerissen, sie sind gekentert. Viele Zeitungs-Schiffchen sind gekentert und ziehen an meinem Boote vorbei.

Ich rudere weiter.

Ein sauberes, trockenes Papier-Schiffchen streicht durch die Wellen. Noch eins. —

Ein Geschwader funkelnagelneuer Schiffchen segelt stolz auf mich zu.

Wo rühren sie her, die Papier-Schiffchen? Wo ist ihr Ursprung? — Ich bin aufgeregt vor Neugier. Ich muß wissen, wo die Schiffchen herstammen. Ich muß wissen, aus welchem Hafen sie ausgelaufen sind, und wo ihre Werft liegt.

Eine Unmenge Papier-Schiffchen ziehen an mir vorbei — saubere, knusprige Schiffchen, teilweise mit Blumenköpfchen geschmückt und mit zarten Blättern bewimpelt.

Lautlos rudere ich dicht am Ufer entlang.

Ich höre Zweige knacken.

Hinter hängendem Gesträuch gegen Sicht gedeckt, halte ich mich an einem Aste fest.

Es räuspert sich jemand.

Wenige Schritte von mir entfernt sehe ich einen alten

Digitized by Google

Mann, hoch und hager, mit glattrasiertem, gescheitem Gesicht, ein Papier-Schiff in der Hand. Er setzt es behutsam ins Wasser.

Der Ast, an den ich mich halte, bricht. — Der Alte zuckt zusammen.

Ich nehme das Ruder zur Hand und paddele friedlich weiter.

Der Alte — ich blinzele verstohlen hinüber — liest in einem Buche. Er scheint seit Stunden in das Buch vertieft. Er tut nicht dergleichen.

Ich rudere vorbei.

Aus seiner hinteren Rocktasche ragt eine lange Rolle Zeitungspapier.

*

Digitized by Google

Die Zigarre

Der Schloſſer Brattig iſt ſeit fünf Wochen Soldat.

Der Soldat Brattig geht in munterem Schritt die Schillerſtraße hinunter. Er raucht eine ſchöne, große Sechspfennig-Zigarre.

Etwa acht Meter hinter ihm geht in gleichem Schritt der Tiſchler Schlohbach, ein Menſch von auffallend ſtämmigem Körperbau.

Brattig fühlt das Bedürfnis, ſich zu ſchneuzen.

Er zieht mit der rechten Hand ſein Taſchentuch aus der rechten Hoſentaſche und übergibt es der linken, nimmt hierauf mit der rechten Hand die Zigarre aus dem Munde und führt ſchließlich mit der linken das Taſchentuch zur Naſe.

Da ſieht Brattig einen Offizier um die nächſte Straßenecke biegen und auf ſich zuſchreiten.

Brattig ſitzt, wie es beim Militär heißt.

Ein Soldat grüßt, indem er die rechte Hand an die Kopfbedeckung legt.

Der Soldat Brattig hat in der rechten Hand eine Zigarre und in der linken ein Taſchentuch.

Eifrig will er die Zigarre in die freien Finger der

Digitized by Google

linken Hand klemmen — es wird die höchſte Zeit! — — und ſchon muß er die Ehren-Erweiſung ausführen.

Die Zigarre iſt entglitten.

Eine Ehren-Erweiſung beginnt ſechs Schritt vor dem Vorgeſetzten und hört drei Schritt hinter dem Vorgeſetzten auf. Laut Exerzier-Reglement.

Der Soldat Brattig grüßt vorſchriftsmäßig.

Der Offizier dankt.

Während der Ehren-Erweiſung entwirft Brattig fieberhaft Pläne, die Zigarre zu retten.

Es kommt jemand hinter ihm!

Die Zigarre hat ſechs Pfennige gekoſtet!

Neun Schritte ſind ein endlos langer Weg, wenn man in Sorge iſt um ſeine Zigarre.

Nach dem neunten Schritte wendet ſich Brattig blitzſchnell um und ſtürzt zurück nach ſeiner Zigarre.

Der Tiſchler Schlohbach ſetzt, ahnungslos, ſeinen rechten Fuß darauf.

Ohne ihn zu beachten — er läuft geradezu in den Mann hinein —, bückt ſich Brattig nach ſeiner Zigarre.

Zerquetſcht. Ganz und gar zerquetſcht. Die ſchöne Zigarre!

Brattig, kurz kehrt machen und den Tiſchler ein Rindvieh heißen, war eins.

Digitized by Google

Der Tischler, nicht faul, heißt ihn einen dreckigen Lümmel, einen dreckigen.

Ein Wort gab das andere und eine Ohrfeige die andere. —

Die Sache wird ein gerichtliches Nachspiel haben.

*

Digitized by Google

Der stecken gebliebene Dialog

Schauplatz: Eine belebte Großstadt-Straße.

Eine alte, fette Frau, schon mehr Weib, geht über den Fahrdamm. (Was, geht? Schwimmt!)

Eine Droschke fährt geradezu auf sie los.

Auf der Droschke sitzt ein Mensch und brüllt besorgt: „Hóóóh!"

Die alte Frau reagiert garnirgendwie.

Der Droschkenkutscher brüllt ein zweites Mal — jähzornig —: „Hóóóóóh!!"

Die alte Frau — den Droschkenpferdekopf fünf Zentimeter vor ihrer Nase — schwappt in einem unerwartet jugendlichen Satze über den Fahrweg, postiert sich — atemlos, doch monumental — auf dem „Bürgersteig" und bewirft den gleichmütig weiter kutschierenden Droschkenmenschen mit den allerunflätigsten Redensarten.

Der Droschkenmensch hört nichts. Die Frau schmäht.

Es kam kein rechtes Gespräch zustande.

*

Digitized by Google

Der Gekränkte

Auf der Goetheſtraße hat der Uhrmacher J. Knochenwurz einen Laden. Ueber dem Laden iſt eine große, elektriſche Uhr angebracht.

Neben dem Laden des Uhrmachers J. Knochenwurz iſt ein Zigarrengeſchäft.

Vor dem Zigarrengeſchäft ſteht ein Herr im Pelz — um ihn herum vier freche, verfroren ausſehende Gaſſen-Jungen.

Wir ſind im Dezember, und es iſt bitter kalt.

Der Herr zieht ſeinen rechten Handſchuh aus.

Der Herr knöpft ſeinen Pelz auf.

Der Herr knöpft ſeinen Rock auf.

Der Herr greift nach der Weſtentaſche.

Er will ſeine Uhr herausholen.

Die Rangen haben ihn nach der Zeit gefragt.

Ich ſage zu dem Herrn: „Da oben hängt groß und breit eine Uhr!“

Die Bengel brechen in ein ſchallendes Gelächter aus und ſtieben davon.

Der Herr ſieht in die Höhe. Nach der Uhr.

Ich bleibe neben ihm ſtehen. Der Herr knöpft ſich zu und geht.

Digitized by Google

Ich sehe ihm nach.

Er ist schon ein paar Häuser weitergegangen, da dreht er sich um und faucht mich wütend an: „Sie hatte ja gar niemand gefragt!"

*

Digitized by Google

Der Duzfreund

Ich treffe einen, den ich vor sechs Jahren das letzte Mal gesehen habe, und den sich entfernen zu sehn, mir schon vor sechs Jahren ein erhebender Anblick gewesen war. Wir sind uns nie etwas angegangen.

Diesen Menschen, den ich sechs Jahre lang nicht gesehen hatte, und der sechs Jahre in Amerika zugebracht hatte, treffe ich, wie gesagt, auf der Straße.

Er klopft mich stürmisch auf die Schulter und ruft: „Na, lebste denn ooch noch, altes Haus? Wie gehts, wie stehts — isses Leben noch frisch? Was haste die ganze Zeit getrieben??"

Ich: „Guten Tag. Wissen Sie, sagen Sie ruhig ‚Sie' zu mir."

Früher — vor sechs Jahren — ging er mich wenigstens nichts an, jetzt — kann er mich nicht mehr erriechen.

*

Digitized by Google

In dem alten Deutschland

In dem alten Deutschland — also vor dem 1. August 1914 — ging einst der Buffetier Schierling spazieren.

Nein. Das ist kein hübscher Anfang. Das mußt Du adrett erzählen, Hans! — Hm. — Also: Es war einmal ein Buffetier, der hieß Schierling. Und der ging an einem munteren Nachmittage die Straße entlang.

Da lief ihm ein wildfremder Hund zu, bellte stürmisch erfreut und folgte ihm Schritt um Schritt auf Schritt und Tritt. Nicht durch List, nicht durch Rauhbeinigkeit war er hinwegzuscheuchen.

Herr Schierling wandelt also, gefolgt von einem wildfremden Hunde, durch die Straßen der Stadt.

Der Hund hatte keine Steuermarke. Der ahnungslose, gutmütige Schierling wußte dies nicht. Der Hund hatte keine Steuermarke!

Ein mit Unrecht so genannter Schutzmann nahm das Fehlen einer Steuermarke wahr, sistierte Herrn Schierling, zog ein dienstliches Notiz-Buch, schrieb darein Herrn Schierlings Namen und Wohnstätte, unterwarf ihn eines gewichtigen Verhörs und kassierte ihm als dem augenscheinlichen Besitzer des Hundes — trotz freundlichen

Digitized by Google

Proteſtes — eine Mark und fünfzig Pfennige in barem Gelde ab.

Der Hund ſchwän- und tänzelte während dieſes Vorganges eifervoll um Herrn Schierling. — — — — —

Zwei Jahre ſtreichen ins Land. Herr Schierling bewirbt ſich um eine Stelle. Dem Bewerbungs-Schreiben iſt ein Polizei-Zeugnis beizulegen. Herr Schierling bewirbt ſich um ein Polizei-Zeugnis. Ein Polizei-Zeugnis koſtet eine Mark in barem Gelde. Ein Polizei-Zeugnis herzuſtellen dauert drei geſchlagene Tage. Darum koſtet es eine Mark. Wenn Herr Schierling einen „guten Bekannten" auf der Polizei gehabt hätte, hätte er auf die Ausfertigung des Polizei-Zeugniſſes warten können. Wenn man einen „guten Bekannten" auf der Polizei hat, kann man auf das Ausfertigen des „Polizei-Zeugniſſes" warten. Eine Mark in barem Gelde koſtet ein Polizei-Zeugnis jedoch in jedem Falle. Herr Schierling hatte keinen „guten Bekannten" bei der Polizei; infolgedeſſen bekam er erſt nach Ablauf dreier Tage das Zeugnis. Nach Hinterlegung einer Mark. — Auf dem Zeugnis ſtand zu leſen, daß er vorbeſtraft ſei mit einer Geldſtrafe von einer Mark und fünfzig Pfennigen wegen „Haltung eines Hundes ohne Steuermarke".

Herr Schierling, ein gutmütiger Menſch, geht reklamieren.

Das Reklamieren hilft ihm nichts. Er iſt vorbeſtraft.

Digitized by Google

Basta. Hohnlächelnd sieht man ihm nach. — Herr Schierling verläßt das Polizei-Gebäude und begibt sich auf die Straße.

Auf der Straße bleibt er stehen und blickt — aus purem Zufall — stirnrunzelnd und mißgelaunt zu dem Fenster des Zimmers, in dem er reklamieren war.

Hinter der Fensterscheibe hocken zwei Köpfe mit Kneifern und grienen unverschämt auf ihn hinunter.

Herr Schierling — grimmig — kehrt um, in der Absicht, sich das alberne Benehmen zu verbitten. Da war die Tür zu der Registratur verriegelt.

Herr Schierling klopfte höflich, Herr Schierling klopfte grob.

Die Tür blieb verriegelt. Zum Donnerwetter!

Seitdem ist Herr Schierling kein gutmütiger Mensch mehr.

*

Digitized by Google

Großvater

Großvater war Lokomotiv-Führer gewesen. War dann in Pension gegangen und in Pension verblieben. Bis auf den heutigen Tag. Er zählt heuer dreiundachtzig Jahre.

Jeden Abend Schlag 10h reißt er das Blatt des Wand-Kalenders ab, so daß das Datum des nächsten Tages erscheint.

Dies tut er jeden Abend Punkt 10 Uhr. So ist das Leben. Auch wenn er todmüde ist und um 9h recht gern zu Bett gehen möchte. Um 9h kann er keinesfalls zu Bett gehen; denn er muß ja um 10h den Kalender abreißen. Das Leben ist hart. Warum er den Kalender ausgerechnet um 10h abreißen muß? — Mein Gott, das war nie anders, das war schon immer so. Seit je. — Und was schon immer so war, das kann man doch nicht ändern, nicht wahr?

Kurzum, das um 10h abends stattzufinden habende Abreißen des Kalenders ist eine eiserne Pflicht, und von diesem Posten wird nicht gewichen. — Sobald die Uhr — die zuzeiten von unbefugter Hand um ganze Stunden vorgestellt wird — die zehnte Stunde zu schlagen anhebt, schreitet Großvater auf den Kalender zu, wartet — sorg-

Digitized by Google

lich zählend — neun Schläge ab und reißt akkurat mit dem zehnten Schlage den Kalender ab für den nächsten Tag.

Ach Gott, ein Mal ist es ihm widerfahren, daß er versehentlich zwei Blätter abgerissen hat! Das war an einem Donnerstag Abend. Da riß er den Donnerstag und den Freitag ab, und der Kalender stand auf Sonnabend! — Die Nacht von jenem Donnerstag auf den versehentlich abgerissenen Freitag war leer von Schlaf. Großvater zitterte jene Nacht vor der Rache des Himmels; denn er empfand sein Tun als frevelhaft. „Niemand", äußerte er, „kann wissen, ob er den nächsten Tag erlebt. Schon das Abreißen des Kalenders für den folgenden Tag ist gottlos. Wer aber den Kalender gar für den übernächsten Tag abreißt, den straft der Himmel."

Der Himmel hat Großvater in der Tat gestraft: Großvater lebt heute noch.

*

Digitized by Google

Großmutter

Großmutter iſt furchtbar ängſtlich.

Sie wohnt in einer abgelegenen Straße und geht ſelten aus. Meiſt ſitzt ſie daheim und lieſt die Gerichtsberichte der Zeitung oder Kriminalgeſchichten oder Romane von der Heimburg, der Marlitt und der Sudermann. Oder aber ſie ißt Kuchen. Sie ißt ekelhaft viel Kuchen. Sie verpraßt den größten Teil ihrer Penſion mit Kuchen.

Ehe ſich Großmutter zum Leſen oder zum Eſſen niederläßt, verrammt ſie die Tür ihrer Wohnung mit Tiſchen und Stühlen, und dann fährt ſie mit einem Beſen unter das Sofa und unter die Betten. Bei dem winzigſten Geräuſch ſchrickt ſie empor und macht ſich auf den diesbezüglichen Einbrecher gefaßt. Sie lebt in einer Welt von Räubern und Mördern.

Wenn man Großmutter des Abends beſucht, muß man eine halbe Stunde vor ihrer Tür warten, ehe geöffnet wird. Gegen Abend errichtet nämlich die alte Dame hinter der Tür eine Barrikade, deren Abbau ſehr langſam vonſtatten geht. Um Tiſche, Stühle, Leitern, Kleiderſtänder und Hackeklotz ſchlingt ſie eine Wäſcheleine und krönt den Wall mit Gießkannen und Eimern, die ihr im

Digitized by Google

Ernſtfalle den verruchten Eindringling durch lärmenden Sturz rechtzeitig ankündigen und dabei womöglich den Mörder ſelbſt in wilde Flucht ſchlagen ſollen.

Großmutter lebt in beſtändiger Angſt vor Verbrechern und Dieben. Sie verläßt darum ihr Haus nur ungern und ſo ſelten als möglich.

Geht ſie wirklich einmal aus, ſo nimmt ſie, der eignen Not gehorchend und dem eignen Triebe, einen Schirm mit. Ein wahres Ungetüm von einem Schirme. Eine Waffe aus der beſten, ältſten Zeit. —

Es hat ſich ein einziges Mal ereignet, daß Großmutter erſt am ſpäten Abend nach Hauſe kam. Den Schirm trug ſie feſt im Arm, während ihr Hirn ſich die gräßlichſten Ueberraſchungen ausmalte.

Atemlos und ſchweißbedeckt ſtand Großmutter vor der Haustür. Die war verſchloſſen; denn es hatte unlängſt zehn Uhr geſchlagen.

Großmutter kramte den Hausſchlüſſel aus ihrem Pompadour und bereitete ſich auf einen Ueberfall vor, den Schirm wie eine Lanze einlegend.

Den Räuber vermutete ſie im Dunkel des Hausflurs. Er würde, ſobald ſie aufſchloß, ſich hinter der Tür in eine Ecke drücken und, wenn ſie von innen — im Dunkel! — zuſperrte, ſie meuchlings erdroſſeln.

Aber feige iſt Großmutter nicht, bewahre! Sie geht drauflos. — Bloß ängſtlich iſt ſie. Das iſt nicht zu leugnen.

Digitized by Google

Großmutter legt also mit der Rechten den Schirm ein und dreht mit der Linken den Schlüssel im Schloß herum. Dann öffnet sie die Tür so rasch sie kann, und . . . . . .

— — — — — — — — — — — — — —

Theodor Wederkrebs hat einen Schatz: die Friederike Bier. Friederike wohnt in Großmutters Hause. Ihr Vater ist der Hausmann.

Friederike und Theodor haben einen anregenden Gang um die Stadt gemacht und nehmen — *eigentlich* muß Friederike schon *vor* zehn zu Hause sein! — und nehmen im Hausflur zärtlichen Abschied.

Im Dunkeln ist gut usw. — — —

Das Pärchen hört, wie jemand die Haustür aufsperrt, und drückt sich tief in eine Ecke.

— — — — — — — — — — — — — —

Großmutter öffnet, so rasch sie kann, die Tür und sticht irrsinnig in das Dunkel des Hausflurs — — — es gilt ihr Leben! — — — sticht mit dem Schirme sieben, acht Mal dicht hintereinander mit Berserkerangst in die mordsfinstere Ecke hinein.

. . . Gellende Schreie . . .

. . . Theodor und Friederike fliehen kreidebleich die Treppe hinauf ins Haus.

. . . Großmutter flüchtet in Todesangst auf die Straße hinaus.

Digitized by Google

Ein Mitmensch, der sie teilnahmsvoll ansprach, begleitete die Zitternde bis an ihr Haus zurück und half ihr in die Wohnung. Großmutter war kaum zu beruhigen. Sie ist nie wieder des Abends ausgegangen.

*

Digitized by Google

Die Wirtin

Eigner Herd ist Goldes wert . . .

O du Perle von einem Sprichwort!

Eigner Herd ist Goldes wert — — ach ja, wohl dem, der einen eignen Herd besitzt und nicht auf fremde Leute angewiesen ist. — — Wie oft schon mag sich einer, dem die Richtigkeit dieses Sprichworts dämmerte, angeschickt haben, sich einem geliebten Wesen in die Arme zu schleudern, um dem Stande der Wirtinnen zu entrinnen! Und wie oft mögen Ehen des goldeswerten Herdes wegen geschlossen worden sein!

Wirtinnen sind ein Grund zum Heiraten.

Selbst wenn sie gutartig sind. — —

Dreierlei Wirtinnen gibt es: neugierige, sehr neugierige und noch neugierigere.

Frauensleute, die Wirtinnen sind, haben sich lediglich durch den Umstand, daß sie Wirtinnen sind, eine Fülle von Untugenden anerworben, die sie zu Wirtinnen befähigt machen. Die oberste und markanteste Untugend ist die Neugier.

Die Neugier ist die allerübelste Plage, die man sich vorstellen kann. Was ist die Eifersucht dagegen?

Digitized by Google

Wirtinnen sind dermaßen neugierig, daß sie sich für das Wohl und Wehe ihrer Mieter mehr interessieren und besser auf dem laufenden sind als die Mieter selbst. Wirtinnen füllen ihr eigenes inhaltloses Leben mit dem Inhalte des Lebens ihrer jeweiligen Mieter. Die gutartigen — die nur Neugierigen — denken sich dabei gewißlich nichts Böses. Es ist der Selbsterhaltungstrieb, der in ihnen wirksam ist und sie zwingt, ihre Nasen in fremder Menschen Privat-Angelegenheiten hineinzubuddeln. Sie ziehen gewissermaßen fremden Wein — der für sie spanisch ist — auf ihre Flaschen ab und erlaben sich daran. Sie wären sittlich entrüstet, wenn man ihnen das Unbefugte ihres Tuns vorhielte und den Wein hinter Schloß und Riegel legte. — Und justament den Wein hinter Schloß und Riegel würden sie abziehen wollen!

Ich habe eine Wirtin, die führt ausschließlich mein Privatleben. Sie hat sich derart in mich eingelebt, daß sie im Notfalle ohne mich fertig werden würde. Ich kann mich auf sie verlassen. Sie weiß Bescheid in meinen Liebeshändeln und in meinen unbezahlten Rechnungen, sie kennt sich in meinen Taschen so gut aus wie ich mich in meinen Taschen, sie liest jeden Notizzettel, sie kramt den Papierkorb aus, sie weiß, wie meine Wurst schmeckt.

Jüngst bin ich durch ein böses Mißgeschick in eine übelriechende Angelegenheit verwickelt worden, von der ich besser die Finger hätte lassen sollen. Aber geschehen

Digitized by Google

ist geschehen, und ich sitze in der Tinte. Man erspare mir die Einzelheiten. — In der bewußten Angelegenheit erhielt ich ein Schreiben meines Rechtsanwaltes, der mich nach Vermögen herauszupauken sucht. — Gleichzeitig mit dem Schreiben des Anwalts empfing ich den Brief einer jungen Dame, die am Theater tätig ist und die Angelegenheit förmlich zu einer Affäre hat anschwellen lassen. Der Brief war nicht für Dritte bestimmt. Wer ihn ohne Kommentar läse, würde mich zweifellos auf Lebenszeit schneiden.

Das Schreiben des Rechtsanwalts schloß ich in ein Schubfach meines Schreibtischs. Ich drehte den Schlüssel, wie ich mit Bestimmtheit weiß, ein Mal im Schloß herum. Ich zog dann einen anderen Rock an und ging sorgenschwer aus.

Ich mochte wohl zehn Minuten unterwegs sein, da fiel mir — ha! — der unselige Brief ein. Den hatte ich in der linken Tasche des Hausrockes stecken lassen! — — Ich kehrte sofort um und eilte auf mein Zimmer. Die Wirtin war in der Küche. Der Rock hing an seinem Platze. —

Die Wirtin pochte.

„Herein!" —

„Verzeihen Sie," — hub sie an, — „ich hab heute Ihre Sachen noch nicht rein machen können . . ."

Sie hatte also den Brief schon gelesen.

Digitized by Google

Sonst macht sie die Sachen auch nicht rein, aber sie sagt nichts.

Heute betont sie, daß sie noch nicht im Zimmer gewesen ist.

„Es ist gut", sage ich. Sie geht.

Ich nehme den Brief und will ihn zu dem Schreiben des Rechtsanwalts legen.

Das Schloß war zwei Mal herumgeschlossen.

*

Digitized by Google

Klatsch

Eine alltagtägliche Geschichte aus dem bürgerlichen Afterleben

(1)

Frau Kunze leidet an Brustschmerzen, verbunden mit Hustenreiz. Sie geht zum Arzt. Der Arzt sagt, Höhenluft würde ihr gute Dienste leisten.

Frau Kunze sagt ihrem Mann, der Arzt habe gesagt, sie müsse Höhenluft haben.

Herr Kunze sagt: Kindchen, das ist jetzt unmöglich. Wo im Geschäft so viel zu tun ist, mußt Du hier bleiben. Es wird schon wieder besser werden.

Frau Kunze sagt schnippisch: Wenn ich sterbe, bist Du dran schuld!

Herr Kunze sagt: Freilich, freilich — — ich bin ja an allem schuld.

Frau Kunze sagt: Was hab ich denn überhaupt vom Leben? Von früh bis in die Nacht steck ich im Geschäft und rackere mich ab, und wenn ich mich dabei aufreibe, Dir ists natürlich egal. Wenn Du nur Geld verdienst. Du wirst noch so lange machen, bis ich da liege. Weiter willst Du ja nichts.

Digitized by Google

Herr Kunze, beschwichtigend: Aber Kind — wenn das Geschäft nachläßt, darfst Du von mir aus drei, vier Wochen zu Deinen Eltern nach Annaberg und Dich erh . . .

Frau Kunze: Ja, wenn es zu spät ist! Wenn ich nicht mehr kann! — — Am liebsten ging ich auf der Stelle ins Wasser!!

Herr Kunze lacht: Aber Frauchen, spring doch zum Fenster hinaus, da hast Du nicht erst den weiten Weg!

Frau Kunze, heulend: Weiter möchtest Du ja gar nichts, als mich los sein! Du wärst ja froh, wenn ich aus dem Fenster spränge! Aber den Gefallen tu ich Dir noch lange nicht!! . . .

Sie läuft zu ihrer Freundin, der Frau Kanneworf.

(2)

Frau Kunze: . . . und frage meinen Mann ganz harmlos, ob ich ein paar Tage zu meinen Eltern ins Erzgebirge fahren kann. Da springt er in die Höhe, ich denke, er will mich fressen, und schreit mich an: „Spring nur gleich zum Fenster hinaus, da bin ich Dich wenigstens los!"

Frau Kanneworf: Empörend!

(3)

Frau Kanneworf hat Kränzchen.

Frau Kunze ist nicht anwesend. Das Gespräch kommt auf sie.

Digitized by Google

Frau Kanneworf: . . . und denken Sie an: sie hat doch solche Schmerzen in der Brust und ist überhaupt leidend, und da ist sie beim Arzt gewesen, und der hat gesagt, sie muß schleunigst ins Gebirge, und da ist sie zu ihrem Manne und hat ihn gefragt, ob er sie ein paar Tage zu ihren Eltern nach Annaberg lassen will, und da ist der abscheuliche Mensch auf sie zugefahren und hat sie im Genick gepackt und hat sie zum Balkong hinunterwerfen wollen — — —

Frau Krumbiegel: Ich habs immer gesagt, dem trau ich alles zu.

Frau Schotte: Den Kunze hab ich nie ausstehen können.

Frau Pätzold: Nichts wird bei dem Mann mehr gekauft!

Frau Kanneworf: . . . Nun liegt sie zu Hause und ist todkrank. Er hat sie eingesperrt. Nicht mal zum Kränzchen darf sie.

— — —

Einhellige Entrüstung über Herrn Kunze.

— — —

Es läutet. Frau Kanneworf öffnet eigenhändig.

Der Briefträger bringt eine Karte. Eine Ansichtskarte. „Annaberg im Erzgebirge. Herzlichen Gruß aus dem schönen Erzgebirge, die Luft ist hier doch viel schöner als in der Stadt, wir haben hier sehr schönes Wetter. Wir

Digitized by Google

haben hier schon riesig nette Ausflüge gemacht. Auf fröhliches Wiedersehen Ihre Selma Kunze.

Gruß erlaubt sich hinzuzufügen unbekannterweise Robert Saupe."

Die Karte wandert in den Küchenofen. Blamieren will sich Frau Kanneworf nicht.

*

Digitized by Google

Eheliche Szene

Im Luſtſpielhaus findet die fünfzigſte Aufführung des Schwankes „Die portugieſiſche Fliege“ ſtatt.

Die Vorſtellung beginnt um acht.

Herr Trompler hat ſich zwei Plätze geſichert.

Um 6h hat er ſich frei gemacht und wirft ſich umſtändlich in Gala; er zieht den guten Blauen an und dazu die hellen Stiefel.

Frau Trompler hüllt ſich in ihre neue weiße Bluſe.

Frau Tromplers Vater iſt Buſenwaſſerfabrikant, preisgekrönter Buſenwaſſerfabrikant.

Die Uhr zeigt einhalb acht Uhr.

Das Theater liegt eine knappe halbe Stunde von Tromplers Wohnung entfernt.

Höchſte Zeit.

Tromplers wenden ſich zum Gehen.

Herr Trompler ſteckt ſchon die Schlüſſel an die Vorſaaltüre, da läuft Frau Trompler raſch noch einmal ins Wohnzimmer zurück, um einen Schluck Kakao zu trinken.

Es hat nämlich zum Abendbrot Kakao gegeben.

Der Tiſch iſt noch nicht abgeräumt.

Digitized by Google

Ein dicker Tropfen kleckt der trinkenden Frau Trompler auf die Bluſe.

Kakao gibt gediegene Flecke.

Frau Trompler reibt den Fleck hurtig mit einer Serviette breit.

Streut Salz darauf.

Nützt nichts, der Fleck prunkt.

Frau Trompler ſinkt auf den nächſten Stuhl.

Hört den ungeduldigen Gatten rufen.

Sie ſchluchzt.

Herr Trompler tritt brummend ins Zimmer.

Sieht die Beſcherung.

Schimpft.

Frau Trompler heult.

Herr Trompler ſchreit.

Frau Trompler heult.

Herr Trompler tobt. Verläßt donnernd das Lokal, plauzt die Tür zu und poltert die Treppe hinunter.

(Fortſ. folgt)

Moral: Trinke nie Kakao, wenn Du Dich fein gemacht haſt.

Fortſetzung:

Herr Trompler ſchlägt den Weg zum Stammtiſch ein.

Dicht neben Tromplers Haus iſt ein Blumengeſchäft.

Digitized by Google

Ah! Ein Einfall.

Trompler kauft rasch einen Veilchenstrauß und stürmt zu seiner Frau zurück.

Steckt ihr die Veilchen auf den Fleck.

Sie lächelt.

Er lacht.

„Komm", sagt er.

Hinaus. Ein Auto genommen.

Punkt acht saßen Tromplers im Theater.

(Es wäre doch schade um die teuren Plätze gewesen!)

*

Digitized by Google

Fuldas „Hamlet"

Am 6. September wurde im neuen Stadttheater zu Leipzig Shakespeares „Hamlet" gegeben. Als Abonnements-Vorstellung.

„Hamlet" wurde aber nicht gegeben. Die Darstellerin der Ophelia war kurz vor der Vorstellung erkrankt, und rote, im Theater angeschlagene Zettel verkündeten, daß in Abänderung des Spielplanes Ludwig Fuldas „Jugendfreunde" in Szene gehen würden.

Käsekleins hatten am 6. September das Abonnement.

Sie sahen sich also den „Hamlet" an.

Die roten Zettel hatten sie zwar nicht gelesen, aber läuten hören hatten sie etwas.

Herr Käseklein sagte zu seiner Frau: „Heide gähm se den Hamledd nich. Draußen erzählden ses."

Frau Käseklein antwortete: „Mir wern ja sehn."

Sie glaubt ihrem Manne grundsätzlich nichts. —

Die Vorstellung begann.

Gespielt ward das Lustspiel „Jugendfreunde" von Ludwig Fulda.

Im ersten Akte läßt der Verfasser eine Person scher-

Digitized by Google

zend zu einer zweiten ſich wenden mit den Worten: „Sein oder Nicht-Sein, das iſt hier die Frage!“

Der Schauſpieler ſprach vorſchriftsmäßig dieſen Satz.

Frau Käſeklein ſchmetterte triumphierend ihren Gatten an: „Sißte, ſwerd d o ch der Hamledd gegähm!“

*

„Romeo und Julia"

Altes Theater, dritter Rang Mitte.

„Romeo und Julia".

Zwei junge, bürgerliche Mädchen in eckigen Kleidern — mehr geſchuſtert denn geſchneidert — ſind mit Leib und Seele bei der Sache. Eine hellgrün, eine hellblau.

Sie ſitzen mucksmäuschenſtill und ſchauen und lauſchen.

Aber bei der Szene, wo den Capulets das Maskenfeſt gerüſtet wird, geraten ſie in wogende Bewegung, die beiden.

Und die Hellgrüne ſagt erregt zur Hellblauen: „Du, der eine von denen, die da die Laternen anmachen, das is Wilhelm!"

Deswegen waren ſie ins Theater gegangen.

— — —

Als nach dem zweiten Akte der Vorhang gefallen war, erhob ſich die Mehrzahl der Zuſchauer von den Plätzen und drängte hinaus, Luft zu ſchöpfen.

Die Hellblaue wiſchte wie beſeſſen von ihrem Sitze und ſtürmte fort. Die Hellgrüne ſetzte ihr nach und kriegte ſie am Kleide zu packen: „Ach du denkſt, ſis ſchon alle? Nee, jetz is erſcht große Bauſe!"

*

Digitized by Google

Erziehung

Am 3. Juni, einem verregneten Tage, gab es bei Neumerkels Schweinebraten und Kartoffelsalat.

Frau Neumerkel sagte zu ihrem Jungen: „Aufessen, Kurti, damit schönes Wetter wird!"

Kurti zählt sieben Jahre und ißt Kartoffelsalat für sein Leben gern. Aber heute will sein Teller nicht leer werden. (Er hat vor dem Mittagessen von Raumanns Alfred Makronen gekriegt.)

Kurti wird als letzter fertig; er hat den Teller leer gegessen. Damit schönes Wetter wird. —

Am 4. Juni regnet es Bindfäden.

Bei Neumerkels gibt es Nudeln.

Kurti ißt Nudeln nicht gern.

Er würgt drei Löffel hinunter.

„Kurti," spricht die Mutter, „aufessen, damit schönes Wetter wird."

Kurti ißt nicht auf. —

Am 5. Juni ist schönes Wetter.

Bei Neumerkels gibt es Leber und Kartoffelbrei.

Kurti hat seinen Teller rasch geleert. Will noch einen. Es gibt nichts mehr. —

Digitized by Google

Am 6. Juni regnets ſchon wieder.

Frau Neumerkel hat Reis gekocht. Einen gewaltigen Topf voll.

Neumerkels eſſen tüchtig.

Der Reis wird nicht alle.

Kurti kriegt noch einen Teller.

Er ſträubt ſich.

„Wenn Du nicht aufißt," ſpricht die Mutter, „wird kein ſchönes Wetter!"

Kurti denkt: „Das dumme Wetter. Geſtern hab ich aufgegeſſen, und heute regnets. Ich eſſe heute nicht auf. Mal ſehn, was morgen für Wetter iſt." —

Am 7. Juni regnets.

Kurti denkt: „Mutter hat recht gehabt." Und zu Mittag ißt er ſeinen Teller blank. Es gab Kohlrabi.

„Mal aufpaſſen," denkt Kurti, „obs morgen wirklich nicht regnet!" —

Am 8. Juni regnets. —

— — —

Kurti weiß nicht, woran er iſt.

*

Digitized by Google

Das Dienstmädchen

Personen:

Der Herr (Ende Zwanzig)

Das Dienstmädchen (Mitte Dreißig)

Ort:

Wohnung des Herrn

Der Herr hat etwas vor. Steht im Schlafzimmer am Waschtisch und wäscht sich gründlich. Er hat etwas vor und nichts an.

Da geht die Tür des Schlafzimmers auf, und, ohne angeklopft zu haben, tritt das Dienstmädchen Marie ein, schrickt zusammen und zieht sich sofort wieder zurück. —

Der Herr wäscht sich. —

Der Herr kleidet sich an. —

Fertig mit Ankleiden, ruft er das Dienstmädchen.

Das Dienstmädchen erscheint.

Der Herr (streng): „Marie, was wollten Sie vorhin im Schlafzimmer?"

Das Mädchen: „Ich wußte doch nicht, daß Sie drin waren!"

Digitized by Google

Der Herr (nachſichtig): „Nein. Aber was Sie im Schlafzimmer wollten.“

Das Mädchen: „Ich konnte doch nicht wiſſen, daß Sie drin waren.“

Der Herr (wohlwollend): „Marie, bitte merken Sie auf meine Frage. Ich will wiſſen, was Sie vorhin in meinem Schlafzimmer wollten.“

Das Mädchen (verbieſtert): „Ich hab doch nicht wiſſen können, daß Sie drin waren.“

Der Herr (entmutigt): „Es iſt gut. Gehen Sie.“

*

Digitized by Google

Der herrschaftliche Kutscher

(1)

Was ist ein herrschaftlicher Kutscher?

Oh, das ist schwer.

Was haben herrschaftliche Kutscher? Woran erkennt man sie?

An ihren sauber rasierten, „interessanten" Gesichtern, an ihren Koteletten, ihrem soignierten — oder wie es jetzt heißt: gepflegten*) — Aeußeren, ihrer Unnahbarkeit, ihrer Würde, ihrer Grandezza.

Und an vielem anderen.

Schweigsam sind sie wie eine königliche Hoheit, und nobel gekleidet sind sie wie regierende Fürsten.

Herrschaftliche Kutscher haben etwas Hoheitsvolles, Fürstliches.

Herrschaftliche Kutscher sind geradezu hochherrschaftlich.

Wer kann sich einen herrschaftlichen Kutscher in Unterhosen vorstellen?

Platterdings unmöglich.

*) Es ist aber doch nicht gepflegt, sondern — soigniert!

Digitized by Google

Herrſchaftliche Kutſcher ſind Tag und Nacht geſchniegelt und gebügelt.

Augenblicke, in denen ſie ſich gehen laſſen, gibt es nicht.

Wer kann ſich vorſtellen, daß ein herrſchaftlicher Kutſcher heimlich rülpſt?

Ein herrſchaftlicher Kutſcher rülpſt nicht.

Er tut überhaupt den Mund nicht auf.

Er iſt ſchweigſam — und verſchwiegen.

(2)

Auf einer breiten, vornehmen Allee rollt eine Kutſche auf Gummirädern. Flach trappen die Apfelſchimmel auf dem Aſphalt.

Es iſt drückend heiß. Die Sonne prallt. Die Spaziergänger tragen die Köpfe zur Erde geneigt.

Hinter der Kutſche — in beträchtlichem Abſtand — fährt ein Gymnaſiaſt mit grüner Mütze auf ſeinem Rade. Er fährt geſenkten Hauptes — nicht raſch, nicht langſam.

Die Sonne knallt.

Die Kutſchpferde laufen einen ganz kurzen Trab. — Verfallen in einen faulen Schritt. — Bleiben halten. Die Kutſche ſteht.

Völlig geräuſchlos hat ſich dies begeben. —

Der Gymnaſiaſt — er hört nichts, er ſieht nichts — fährt ganz langſam in die Kutſche hinein.

Es gibt ein winziges, dumpfes Geräuſch. Das Rad

neigt sich sanft. Der Schüler kommt auf ein Bein zu stehen und steigt ab.

Der Kutscher hatte majestätisch auf dem Bocke gesessen — mit einem Male — er hatte bei dem Geräusch den Kopf hinterrücks gewendet — mit einem Male stürzt der Kutscher vom Bock, sieht, daß es nur ein Gymnasiast ist, schimpft und schmäht mit den häßlichsten Ausdrücken und fuchtelt wüst mit seiner Peitsche.

Saujunge, Aas dreckiges, Schwein, Lump und Gottverdammich.

Der junge Mann besteigt puterrot sein Rad und hebt sich von dannen.

Der herrschaftliche Kutscher gröhlt in der gemeinsten Weise hinter ihm drein.

*

Digitized by Google

Auf der Straßenbahn

Die elektrische Straßenbahn ist überfüllt.

Insonderheit die Anhängewagen sind prallvoll.

Es droht nämlich ein Gewitter vom sonntägigen Sommerhimmel. —

Auf dem Vorderperron eines Anhängewagens kleben gut Ding an die zwanzig Personen aneinander. Im Wageninnern vermag der Schaffner nur mit knapper Not sich durchzuwinden. Fahrgäste stehen im Gange. Diejenigen, welche sitzen, sind Gegenstand des ärgsten Hasses seitens der müdbeinigen Stehen-Müssenden. Wer stehen muß, wünscht elementar, sich setzen zu dürfen; — aber es steigt niemand aus. Auch vom Hinterperron nicht, der abzubrechen droht, so sehr wimmelt er von ineinander gepferchten Menschen.

Obwohl der Straßenbahnwagen „Besetzt" ist, unternehmen dennoch an jeder Haltestelle ganze Schwadronen Spaziergänger eine Attacke auf die arme Elektrische.

Der Schaffner, der im Wageninnern keuchend Fahrkarten ausgibt, wälzt sich, sobald eine Haltestelle in Sicht ist, nach dem Hinterperron und johlt: „Besetzt!"

Digitized by Google

Zudringliche, die trotzdem den Perron zu erklimmen ſuchen, weiſt er rabiat zurück. — —

Als der Schaffner den Leuten auf dem Vorderperron Fahrkarten aushändigte, vergaß er in ſeinem feurigen Eifer, bei einer Halteſtelle die Attacke abzuwehren.

Es gelang einem alten, freundlichen, korpulenten Herrn, Fuß zu faſſen, indem er ſeelenruhig die Menſchen auf dem Hinterperron mit ſeinem Bauche bedrängte.

Die Menſchen auf dem Hinterperron muckten nicht etwa auf, ſondern betrachteten den freundlichen Alten mit Schadenfreude. Sie wußten, daß er bei der nächſten Halteſtelle wieder hinunter mußte. Weit fuhr der nicht mit!

Der Schaffner war im Wagen fertig und wand ſich nach dem Hinterperron zurück. Aller Augen warteten auf ihn.

Aber er hatte gar nichts gemerkt. Er fragte mechaniſch, ob noch jemand zugeſtiegen ſei, und gab dem alten Herrn, der ſich meldete, eine Fahrkarte. — —

An der übernächſten Halteſtelle — es praſſelten bereits die erſten Tropfen — ſtand wartend eine einzelne junge Dame in weißem Kleide.

Der gute Schaffner ließ ſie herauf und ſuchte ſie im Inneren des Wagens unterzubringen.

Um dies zu erreichen, galt es, den dicken, alten Herrn in den Wagen zu bugſieren.

Digitized by Google

Der alte Herr wurde alſo in den Wagen geſchoben, hinter ihm die junge Dame.

Der alte Herr kam mit dem Rücken gegen einen Jüngling zu ſtehen, der roſig und ſommerlich daſaß. Schillerkragen, Butterblume.

Der Jüngling war kaum der Dame anſichtig geworden, als er ſich erhob und ihr galant ſeinen Platz anbot.

Der alte Herr — er wußte nichts von einer jungen Dame — ließ ſich geſchwind auf den frei gewordenen Sitz nieder. Er breitete ſeine Beine ein wenig auseinander und ſtemmte genießeriſch ſeinen Bauch auf. Er ſaß.

Der Jüngling wies auf ſeinen Platz und lächelte die Dame gewinnend an.

Auf ſeinem Platze ſaß aber ſchon bäuchlings und zufrieden der freundliche Alte. Der Jüngling wußte nichts von ihm.

Die junge Dame ſah den alten Herrn in ſüßer Verlegenheit an. Der alte Herr blickte auf die Hand des Jünglings, die auf ſeinen Leib deutete, und blickte auf zu der Dame.

Er erhob ſich ſtrahlend und bot der jungen Dame überglücklich ſeinen Platz an, überzeugt, als wahrer Kavalier zu handeln.

*

Digitized by Google

In München

Ich bin in München fremd und habe die Absicht, von der Franz-Josefstraße nach der Blumenstraße zu gelangen. In der Blumenstraße ist Schmids Marionettentheater, und das wollte ich mir ansehen.

Ich stehe in der Franz-Josefstraße an einer Haltestelle der elektrischen Straßenbahn und warte.

Es kommt keine Elektrische.

Ich warte und warte.

Ein Schutzmann vertraut mir an, daß die Elektrische eine andere Strecke fährt, weil das obere Ende der Franz-Josefstraße asphaltiert wird.

In München werden alle Straßen asphaltiert.

Ich gehe also in eine Straße, wo die Elektrische fährt. Ich erkundige mich, wie ich nach der Blumenstraße komme.

Ein Herr sagt mir, mit der Linie 2 bis zum Hauptbahnhof, dort umsteigen und mit der 16 weiterfahren.

Ich steige auf die 2. Der Schaffner auf der 2 sagt, ich hätte mit der 7 fahren sollen; die fährt bis zur Blumenstraße.

Er knipst mir eine Fahrkarte zum Umsteigen am Hauptbahnhof.

Digitized by Google

Am Isartorplatz behauptet er, ich müsse hier absteigen.

Ich steige ab mit meiner Fahrkarte.

Ich frage einen Schutzmann — Schutzleute frage ich für mein Leben gern! —, mit welcher Bahn ich am raschesten nach der Blumenstraße gelange.

Mit der 16, sagt der Schutzmann.

Also mit der 16? Dankeschön.

Ich besteige eine 16, die soeben abfährt.

Wie ich eine große Strecke auf der 16 gefahren bin, kommt der Schaffner, um meine Fahrkarte zu lochen.

Er schaut mich an und fragt, wohin ich will.

Nach der Blumenstraße, antworte ich.

Ich fahre in der entgegengesetzten Richtung.

Der Schaffner läßt halten, und ich steige ab.

Einen Mann, der gleich mir auf die Elektrische wartet, frage ich, in welcher Weise ich am besten die Blumenstraße erreiche.

Mit der 2, sagt der Mann. In ein paar Minuten sei ich dort.

Mit der 2 bin ich schon gefahren, gebe ich schüchtern zurück und berichte meine Irrfahrt.

Ja, da solle ich doch auf die Elektrische pfeifen und zu Fuß nach der Blumenstraße pilgern.

Da hat er recht.

Ich lasse mir den Weg nach der Blumenstraße umständlich beschreiben.

Digitized by Google

Und richtig und wahrhaftig: in einer guten halben Stunde ſtand ich vor Schmids Marionettentheater.

„Heute geſchloſſen".

Na da.

*

Digitized by Google

Baul Ball, der Freigeiſt

Mitten in einer regneriſchen Nacht treibt es einen Menſchen auf mich zu. An der katholiſchen Kirche.

Es ſieht aus, als zöge ihn der liebe Gott an Bindfäden.

Die Beine des Menſchen ſchlampen, und ſie laſſen ſich nur widerwillig zum Stehen bringen.

Auch ich bremſe.

Der Menſch riecht nicht nach Flieder.

Er ſagt: „Grüß Gott!"

Er iſt nicht mehr jung, hat verſchmitzte, lebhafte Augen und einen farbloſen Bart aus Stacheldraht. Er zieht ſeine zerſchwitzte und verregnete Sportmütze vom Schädel und raunt mir zu:

„Guter Mann, ich bin nämlich e Freigeiſt!"

„Das ſieht man Ihnen an", gebe ich zurück.

„Guter Mann," — fährt er fort, — „ich will Sie bloß das eine ſagen: ſehn Se meine Hand an! Hier. Sehn Se her. Sehn Se, da bin ich drei Mal operiert worden. Drei Mal. Hier. Sehn Se her. Und das eine Mal am Beine. Ich wills nich erſt zeigen. Ich bin Metallarbeiter, und da hab ich Blutvergiftung gehabt. Aber das hat ja

hier damit nischt zu tun. Ich bin e Freigeist! — Und jetzt gehe ich auf meine Platte."

Was das ist, frage ich.

„Das wissen Sie nich? — Das is mei Plätzchen im Walde. Im Rosental. Da schlaf ich schon seit vier Wochen und noch länger. Ja. Gleich hinterm Schützenhof. Da geh ich jetzt hin. In der Stunde bin ich dort. Ja. Aber heute geh ich nich hin. Heute geh ich ans Denkmal. Heute schlaf ich am Denkmal."

Das Denkmal ist das Hahnemann-Denkmal in den Anlagen des alten Theaters.

Auf seine Platte geht er deshalb nicht, weil es seit Nachmittag geregnet hat. Im Walde ist es zu naß.

Ich gebe dem Menschen eine Zigarette und zünde mir selbst eine an. Wir bleiben an der Kirche stehen.

„Guter Mann, Sie sind 26 oder 28. Wissen Sie, was das heißt? — Ich bin 56. Also bald noch einmal so alt wie Sie. Ich bin verheirat. Habe zwei Töchter. Hübsche Kinder. Glücklich verheirat. Alle zweie. — Seit vier Wochen schlaf ich schon auf der Platte. Ja. Aber ich bin ehrlich. — Guter Mann, sehn Se das ein: ich bin ein ehrlicher Mensch. Wenn Sie zu mir sagen: Baul — — ich heiße nämlich Baul. Baul Ball. Ich bin bekannt in der ganzen Stadt, daß ich kein Spielverderber bin. Mich kennt jedes Kind. Da können Se fragen, wen Se wollen. Meine Ehrlichkeit is weltbekannt. Ich bin

Digitized by Google

e ehrlicher Menſch. Wenn Sie zu mir ſagen: Baul — geh einmal um die Ecke in den und den Laden, und hier haſte tauſend Mark und hole mir mal zwei Zigaretten — — das mach ich! Und das Geld, das brauchen Se garnich nachzuzählen. Das ſtimmt. Auf Heller und Pfennig. — Alſo in der Beziehung, da laß ich mir niſcht zuſchulden kommen. — Ich will Sie bloß einen Beweis liefern von meiner Ehrlichkeit. Aber, wiſſen Se, guter Mann, wenns drauf ankommt, wenns garnich anders gehn, das is mir ganz egal, — — da wird gemauſt! — Da bin ich nich ſo. Da frag ich nich darnach. Und wenn ſe mich ins Kittchen ſperren. — Ja, da lachen Sie. — Guter Mann, ich will Sie bloß das eine ſagen: Auf mich is Verlaß. Dafür bin ich bekannt in der ganzen Stadt. Ich bin der ehrlichſte Menſch von der Welt. Ich bin enne Seele von einem Menſchen. Das können Se mir glauben. Ich wills Sie beweiſen. Spaßeshalber. Geben Se mir fünftauſend Mark. Geben Se mir auf der Stelle fünftauſend Mark: Baul, geh mal da- und dahin und hole mir mal zwei Zigaretten. — Ach, Sie denken wohl, ich komme nich wieder? Keine Ahnung! — So bin ich. — Ich bin e Freigeiſt. — Ja, das bin ich. — Wiſſen Sie, was e Freigeiſt is? — Guter Mann, ich will Sie was ſagen: Ich bin e Freigeiſt! — Denn warum? — Weil ich mir keine Vorſchriften nich machen laſſe — ich mache eben, was

ich will — das wäre doch gelacht! — ich lasse mir von keinem Menschen was sagen! — — . . . Und jetzt geh ich ans Denkmal und haue mich hin bis um viere. — Ach, Sie denken wohl, mich nimmt einer mit? — Mich nimmt keiner mit. — Können Se mir eine Mark borgen? Ich gebe Sie das Geld wieder bei Gelegenheit? . . ."

Ich gebe dem Menschen eine Mark.

Der liebe Gott strafft die Fäden und zieht das Wesen um die Ecke.

*

Digitized by Google

Die Schöpfungsgeschichte

Der alte Burgspießer hat in der Fichtestraße eine Kneipe.

Die Fichtestraße heißt nach Johann Gottlieb Fichte (1762—1814).

Burgspießer hat seine Kneipe genannt: „Zur Fichte".

Burgspießer ist — trotz seinem Alter — ein feuriger Kopf und gibt zuweilen am Stammtisch Proben seiner Art, die Welt zu sehen.

Jüngst hat er erzählt, wie sich ihm die Entstehung der Welt malt. „Das ist ganz einfach. Türlich. Da nimmt man Quark und läßt ihn stehn. Läßt ihn schlecht werden. Da kommen Maden. Türlich. Das ist ganz einfach. Und mit der Welt ist es genau so. Die Welt, das ist ein großer Klumpen. Früher, g a n z früher, da ist es eine flüssige Masse gewesen. Das ist ganz einfach. Und die Welt also, der große Klumpen, die hat sich gedreht und immerwährend gedreht. Türlich. Und was so herumfliegt: Steine und Dreck und Staub, das hat sich alles dran festgesetzt, und da ist eine richtige feste Schicht geworden — um die flüssige Masse herum. Und mit der Zeit, da ist die Schicht immer fester geworden und dicker, und die flüssige

Digitized by Google

Masse ist bloß noch in der Mitte gewesen. Türlich. Wenn man bedenkt, was alles so herumfliegt. Na gut. Und nun ist der große Klumpen, will ich mal sagen — Erde geworden. Das ist ganz einfach. Und die Tiere, die sind so entstanden wie die Maden auf dem alten Quark. Aus der Natur heraus. Und die Menschen, die sind aus dem Affen entstanden. Türlich. Der Mensch, der stammt vom Affen ab. Wenn Ihr Gäblern in Gohlis seinen Bruder seht, da lacht Ihr. Das soll ein Mensch sein? Unsinn. Das ist ein Affe! Das ist ein richtiger Affe!! So ein Affe! Ich kann den Kerl nicht leiden. Den Affen. Aber der hat schon in der Schule nichts getaugt, und nun ist er verlumpt. Ich krieg noch zehn Mark von ihm. Die krieg ich nie wieder. Gar nicht daran zu denken!"

*

Bestialische Rache

Aermliche Vorstadt-Gegend.

Vor einer Baracke spielt eine fünfjährige Rotznase im Sande mit den elenden Trümmern einer Zigarrenkiste.

Ein Bengel in Mannshosen stellt sich breitbeinig dazu. Er hat einen überlebensgroßen eingesetzten Hosenhintern.

Die beiden kennen sich. Sie sind einander nicht gewogen.

Der Große tritt der Rotznase auf die Finger.

Die Rotznase blickt den Hosenhintern bitterböse an.

Der Hintere reißt dem Kleinen die Zigarrenkiste aus den Händen und macht, daß er fortkommt.

Die Rotznase heult herzzerreißend.

Der Große bläkt aus einiger Entfernung der Rotznase die Zunge heraus.

Die Rotznase rafft sich auf und schreit auf dem Wege in die Baracke den Hintern an: „Das sag ich meim großen Bruder — der schmeißt Dreck in Eure gute Stube!"

*

Digitized by Google

Seligkeit

In der großen Ausstellung für das Buchgewerbe befindet sich eine Leuchtfontäne. Auf deutsch Leuchtspringbrunnen. Aber Leuchtfontäne macht mehr von sich.

Es veranschaulicht bekanntermaßen nichts das Buchgewerbe gründlicher denn eine Leuchtfontäne.

Allabendlich, wenn das Wetter günstig ist, wird die Leuchtfontäne in Betrieb gesetzt. Nach Eintritt der Dunkelheit, versteht sich.

Eine Leuchtfontäne ist etwas Viehisches, und man sollte füglich meinen, erwachsene Menschen wendeten sich mit Abscheu von diesem gigantischesten aller Kitsche. Oh, im Gegenteil: die erwachsenen Menschen stellen sich samt und sonders ohne Ausnahme hin, entzücken sich an dem farbigen Unflat und vergessen Erdenleid und Alltagsschwere.

Sogar Kinder werden an die Leuchtfontäne geführt. Von herzlosen Eltern, die nicht ahnen, wie abgrundtief auf solche Art der Same zum Bestaunen übelsten Prunkes in die Kindesseele gelegt wird.

Immerhin, daß Kinder in Anbetracht einer Leuchtfontäne in Sinnestaumel geraten, ist erklärlich.

Digitized by Google

Ein Knabe, fünf Jahre alt, an der Hand ſeiner Mutter, Augen und Mund ſperrangelweit aufgeriſſen, glüht ſelbſtvergeſſen beim Anblick jener Leuchtfontäne. Das Allerſchönſte fällt ihm in den Sinn: die Sonntags-Nachmittage, die Ausflüge an warmen Sonntags-Nachmittagen, wenn er mit Vater und Mutter — völlig ſchulfrei — in einem Wirtshausgarten ſitzen darf und die Muſik ſpielen hört. Oh, ſchön! Und Gaçeuſe darf er dazu trinken . . . Zitronen- oder Himbeer-Gaçeuſe . . . rote oder gelbe oder grüne . . . und um ihn herum die vielen, vielen fidelen Menſchen . . .

Nach langem Anſtarren der Leuchtfontänen-Herrlichkeit bricht der Knabe in die Worte aus — und die Sonne trat in ſein Geſicht: „Wie Limenade!“

Pauſe.

Und dann noch einmal — ſelig —: „Wie lauter Limenade!!“

*

Der kleinen Ilse Nachtgebet

Die kleine Ilse betet zur Nacht.

Sie faltet die Händchen und spricht: „Lieber Dott — Amen."

Die Sache ist erledigt.

*

Digitized by Google

„Aphrodite"

Drei Mädel im Alter von elf Jahren gründen einen Schwimmklub. Sie taufen ihn „Aphrodite". In griechischer Mythologie kennen sie sich noch nicht aus. Die „Aphrodite" hält jeden Tag Uebungs-Stunden ab, der Vereins-Beitrag — wöchentlich drei Pfennige — wird von der Kassiererin eingehoben und für ein Vereins-Vergnügen aufgespart. Die drei Vorstandsdamen tragen sich nämlich mit dem Plane, ein Fest in großem Stile zu veranstalten und dazu drei Herren im Alter von elf Jahren einzuladen.

Nach mehreren Wochen ist die Kassiererin in der Lage, die runde Summe von vierundzwanzig Pfennigen als Gesamt-Kassenbestand anzuzeigen.

Das Fest ist finanziell fundiert.

Aber die vierundzwanzig Pfennige sind plötzlich verschwunden, unbekannt wohin, und der Verein sieht sich aufgelöst. —

Die drei Herren werden trotzdem eingeladen, und das Fest nahm einen fröhlichen Verlauf.

*

Digitized by Google

Schiffbruch

Ein gewiſſer Hans Korliner, ein Jüngling, der noch ſein Vorleben zu führen bemüht iſt, ein völlig unmuſikaliſcher Menſch, litt an der Marotte, Abend für Abend in eine Operette zu gehen.

Dies tat er fünf Jahre lang.

Nach Verlauf dieſer fünf Jahre ſchrieb er eine Operette.

Denn wer fünf Jahre lang Abend für Abend in Operetten geht, dem ſchlägt ſichs aufs Gehirn. Hans Korliner — der natürlich von zu Hauſe aus „gut geſtellt" war — ſchrieb alſo eine Operette. Das heißt: er pfiff etliche Melodien einem armen Wurm von Konſervatoriſten vor, und der brachte ſie gegen Entgelt zu Papier.

Die Operette wurde aufgeführt und machte dem Korliner einen Namen.

Hans Korliner nannte ſich daraufhin Hanns David Korliner und entdeckte ſeine Begabung für Lyrik. Schrieb ein Buch „Die Rotunde". Ein Buch für Männer und Frauen. Namentlich für Frauen.

Das Buch wurde zwar nicht verlegt, aber Hanns David Korliner fühlte ſich Literat.

Und als Literat beſchloß er, etwas für ſeine Bildung

Digitized by Google

zu tun. Er beſchloß, ſich ein Schauſpiel anzuſehen. Etwas „Seriöſes," wie es in der Branche heißt.

Da ſpielte ihm der böſe Zufall mit, und Korliner geriet in eine Aufführung von Brieux' „Schiffbrüchigen", in ein Schauſpiel, wo bekanntlich nicht einmal die Souffleuſe von dem Verdachte, geſchlechtskrank zu ſein, verſchont bleibt.

In der Loge ſaß neben Hanns David Korliner eine junge Dame, welche eine begehrliche Brüſtung auf die Brüſtung ſtützte.

Hanns David Korliner nahm dieſes in Augenſchein und ließ ſich nebenbei durch die unterſchiedlichen Schiffbrüchigen des Theaterſtückes erſchüttern.

Als der Vorhang über den erſten Akt abſichtlich herniedergegangen war, wandte ſich Hanns David Korliner an die bebuſte Schönheit und fragte mit gebrochener Stimme:

„Gnä Fräulen, is das nich ſchrecklich — dieſe armen Menſchen?"

Er war entgeiſtert, als die Dame ſich ſtirnrunzelnd abwandte und die Loge verließ. —

Hatte die auch Schiffbruch erlitten?

Nein — er.

*

Digitized by Google

Klassische Dramen

haben unbestreitbar einen Vorteil vor modernen Theaterstücken, nämlich den, daß in ihnen Könige auftreten; und diese Könige werden ständig von Pagen begleitet. Pagen sind Mädchen mit schönen Beinen. Gymnasiasten empfangen beim Anblick gedachter Pagen ihren ersten, und Selterswasserfabrikanten und Professoren ihren letzten erotischen Anreiz. Ich bin — stehe ich darin allein da? — der vorgefaßten Meinung, daß es die Pagen sind, die den klassischen Dramen die besuchten Häuser machen.

Aber die klassischen Dramen haben einen Nachteil. Nicht für die männlichen Zuschauer, sondern für die männlichen Mitspielenden. In den klassischen Dramen sind nämlich enthalten kriegerische Volksszenen und Auftritte während wogender Schlacht. — Bei Volksszenen tut der Rhabarber das seinige, aber in kriegerischen Auftritten getümmelhafter Art will agieret sein. Da ziehen denn die sechzehn Mann, welche dicht gedrängt und schlecht bezahlt die tausendköpfige Schar verkörpern, in blinder Erregung, feurig und jäh ihre Schwerter und stechen in die Luft. — Meine Lieben, das mag angehen. Ist aber die Heil-, Sieg- und Hurra-Schreierei

Digitized by Google

zur Neige, müssen die gezogenen Säbel in die diversen Scheiden praktizieret werden.

Und da könnt Ihr sehen, wie die sechzehn Mann schwitzend sich bemühen, die Oeffnung der Scheide zu ergattern: die rechten Hände — die Säbelgriffe wildumkrampfend — irren flatternd in der Luft; die linken bringen begehrlich die Scheide der Säbelspitze nahe; — aber es ist ein mißliches Unterfangen, und nur wenigen gelingts.

*

Löwe — — — Berlin

Da gibt es ein Tier, das heißt offenkundig „der Ameisenlöwe", Myrmeleon formicarius L. und Myrmeleon formicalynx F.

Der Ameisenlöwe.

Man beliebe, sich vorzustellen: Ein Ameisenlöwe erfährt bei Gelegenheit, er würde von den Menschen Ameisenlöwe genannt. Gesetzt, er könne begreifen, was dieser Name besagt, er verfiele in unverschuldeten Größenwahn.

— — — — — — — — — — — — — —

Zwischen Glasow und Alt-Libbehne in Ostpreußen liegt ein kleines Städtchen, das hat sich nicht weniger als „Berlinchen" genannt.

Berlinchen!

Verschämter Größenwahn!

*

Digitized by Google

Maskenball

Im Etabliſſement „Die zwei Akazien" findet heuer der Maskenball unter der Deviſe „Ein Strandfeſt in Venedig" ſtatt. „Es lebe das Leben!" iſt die Loſung für das im voraus als gelungen bezeichnete Feſt. Die Zahl der Feſtteilnehmer beträgt vierhundertundzehn. Zur Hälfte Herren, zur beſſeren Hälfte die holde Weiblichkeit.

Dreihundertundſiebenundneunzig von den Feſtteilnehmern ſind gekommen, um zuzuſchauen.

Drei ſind gekommen, um ſich zu „amüſieren". Zehn ſind vom Wirte, dem umſichtigen Leiter der glanzvollen Veranſtaltung, gemietet.

Frohe, zwangloſe, ungebundene, „animierte" Stimmung herrſcht. Sektpfropfen knallen. Es wird getanzt, gezecht, geknutſcht, gehackſcht, geſchweinigelt. Die Kapelle läßt ſich nicht lumpen. — Trompetenſtoß. — Feſt-Polonäſe!

Der Wirt hält eine zündende Anſprache. Der Geſchmack ſei verſchieden, ſagt er, aber — er lebe hoch!

Donnerndes Hochrufen.

Hierauf findet die Preisverteilung ſtatt.

Erſter Preis: „Puppchen am Lido" — Fräulein Liddy

Digitized by Google

Stephan. (Vom Wirt „engagiert".) — Eine goldene Damenuhr.

Zweiter Preis: „Venus perdrix" — Fräulein Steffi Arend. (Die Nichte des Wirts.) — Eine Brillantnadel.

Dritter Preis: „Goetz von Berlichingen" — Herr Adalbert Richnow. (Der Barbier des Wirts.) — Eine silberne Zigarettendose.

usw.

Zehn Preise gibt es.

Nach der Verteilung der Preise bringt der Wirt ein zweites Hoch aus.

Die Musik stürzt ein.

Orgie.

Schluß.

— — — — — — — — — — — — — —

Nachtrag: Einen Tag vor Bekanntmachung des Maskenballes hat sich der Wirt zu einem Juwelier begeben und allda dreihundert Mark als Pfand deponiert. Auf dieses Pfand hat er für den Tag des Maskenballes geliehen bekommen: Eine goldene Damenuhr, eine Brillantnadel, eine silberne Zigarettendose usw. —

Am Tage nach dem Maskenball gibt der Wirt die verteilten Preise prompt zurück und zahlt als Leihgebühr vierzig Mark.

*

Digitized by Google

Der Sprachenkundige

Vor dem großen Sturzenſack, dem Leiter des berühmten Handelshauſes, ſteht ein Individuum, das ſich um die freie Stelle eines Auslandkorreſpondenten bewirbt.

Sturzenſack unterwirft das Individuum einer Prüfung.

Von Buchführung hat das Individuum keinen Dunſt.

„Ja, wenn Sie in Buchführung nicht firm ſind," — meint Sturzenſack, — „haben Sie wenigſtens gründliche Sprachkenntniſſe?"

Das Individuum nickt bejahend mit dem Kopfe:

„Ei jewuhl, natrillich, gewüß — — iſch kennen mich peffekt mir drucken hinaus in finfen lebendiſchen Sprachen ohne zu mit ein einzige Wimper zuckend."

Sturzenſack verzichtete.

*

Digitized by Google

Warum es regnet

Mustergültiges Zwiegespräch unter einem Torbogen

„Nun regnets schon wieder!"
„Ja. Es ist aber auch kein Wunder bei dem Wetter."
„Zu häßliches Wetter."
„So naß."
„Ja. Und so kalt dabei."
„Hm, richtig naßkalt."

*

Digitized by Google

Gespenster-Gespräch

Personen:

Frau Franke . . . . . Frau Franke

Frau Krause . . . . . Frau Krause

Ort: Leipzig-Volkmarsdorf

Frau Franke: Wem geheert denn nur die Gatze?

Frau Krause: Die geheert unsre.

Frau Franke: Sie hamm enne Gatze?

Frau Krause: Jia.

Frau Franke: Ich weeß nich, ich tät mr geene haldn.

Frau Krause: Nu, wissen Se, ich hald se ooch bloß wejen dn Meisen.

Frau Franke: Sie hamm Meise?

Frau Krause: Ae geene Ahnung! Mir hamm doch geene Meise.

Frau Franke: Ich denke, Se hamm Meise?

Frau Krause: Newoh, seid mir die Gatze hamm, hamm mir genne eenzje Maus mehr.

Frau Franke: Nu wenn Se geene Meise mehr hamm, da brauchen Se doch ooch geene Gatze.

Digitized by Google

Frau Krauſe: Ach euah, wiſſen Se, mr hatsj dran geweehnt.

Frau Franke: Ja, da genn Se recht hamm.

*

Digitized by Google

Das Telephongeſpräch

„Hier Zietz!"

„ „Was geht das mich an?" "

„Hier Zietz!"

„ „Hier abſolut nich!" "

„Hier Zietz!!"

„ „Immer noch? Se wern den Schnuppen kriegen!" "

„Hier Zietz!!!"

„ „Da machen Se doch endlich de Türe zu —" "

„Wie beliebt bitte?"

„ „Sagen Se doch bloß „Wie bitte?"! Oder: „Wie beliebt Ihnen bitte?"! „Wie beliebt bitte" iſt Blödſinn." "

„Wie belieben?"

„ „Wie belieben Sie!" "

„Wie belieben Ihnen?"

„ „Ja, wer is denn dort am Apparat?" "

„Hier Zietz!"

„ „Davon bin ich überzeugt . . ." "

„Hier Gebrüder Zietz!"

„ „Alle miteinander? Aber es ſpricht doch bloß einer?!" "

Digitized by Google

„Hier ist Gebrüder Zietz!!“

„ „Ach, Unsinn. „Hier sind Gebrüder Zietz“ heißt das! Aber das ist ja alles Schwindel. Es redt ja immer bloß einer! Sie sind ein schöner Bruder. Für Sie tät ich mich bedanken. Lernen Se erst mal sich ausdrücken, ehe Se mich wieder anrufen. Schluß.“ “

*

Digitized by Google

Beim Augenarzt

Ein Mann läßt sich die Augen untersuchen.

Der Arzt probiert ihm Gläser auf.

Er will herauskriegen, welches Glas dem Manne am besten paßt.

Er wechselt die Gläser und läßt den Mann lesen.

Der Mann liest.

Der Arzt fragt: „Besser oder schlechter?"

Der Mann: „Jawohl!"

Der Arzt: „Besser oder schlechter?"

Der Mann: „Jawohl!"

Der Arzt: „Besser?"

Der Mann schweigt.

Der Arzt: „. . . oder schlechter?"

Der Mann: „Nein."

Der Arzt nimmt die Gläser weg.

Er fordert den Mann auf, zu lesen.

Der Mann vermag nichts zu erkennen.

Der Arzt setzt dem Manne das Brillengestell von neuem auf und probiert Gläser.

Er fragt: „Besser?"

Der Mann schweigt.

Digitized by Google

Der Arzt fährt fort: „. . . oder schlechter?"

Der Mann schweigt.

Der Arzt: „Ja, sehen Sie eigentlich mit dem Glase besser oder schlechter??"

Der Mann: „Nein."

Der Arzt nimmt einen Kohlenhaken und schlägt dem Mann die Hirnschale ein.

*

Digitized by Google

Das Grammophon

Wer im Glashaus ſitzt, darf nicht mit Steinen werfen.

Wer andern eine Grube gräbt, fällt ſelbſt hinein.

Wer andern das Haus überm Kopf anzündet, kommt vor Gericht wegen Brandſtiftung.

Wer ſich einen Hund hält, muß Hundeſteuer bezahlen.

Wer den Präſidenten Orterer läſtert, wird geviertteilt.

Wer eine Minderjährige verführt, wird eingelocht.

Aber wer bei offenem Fenſter ein Grammophon gehen läßt, dem geſchieht gar nichts.

— — — — — — — — — — — — — —

Gegen Nachbars Grammophon iſt kein Kraut gewachſen. Es iſt zum Verrücktwerden!

— — — — — — — — — — — — — —

Ich habe mir ſelber ein Grammophon gekauft, einen abgetakelten, gichtbrüchigen Apparat mit einer einzigen Platte.

Sobald in der Nachbarſchaft ein Grammophon ertönt, laſſe ich das meinige los. Das übertrumpft alle und zwingt die härteſt Geſottenen, ihr Fenſter zu ſchließen. Sauve qui peut!

Mein Grammophon kreiſcht, o, wie eine Wildſau.

Digitized by Google

Es hat, wie gesagt, eine einzige Platte. Und die ist kaputt. Ich kann sie stundenlang laufen lassen:

„Woaßt Du Mutterl, wos i träumt pft,
I hob in Himmi eini gpft,
Da warn so viele scheene Pftpft,
Zu denen möcht i gerne pft pft pft
rruá, áe, áe, e . . . e . . . e . . ."

*

Die Geſchichte vom Meiſter L.

Meiſter Lehmbacke war vierzig Jahre alt; hieß alſo ununterbrochen vierzig Jahre lang Lehmbacke. Meiſter L. war ein eitler Geſell.

Als er an ſeinem zweiundvierzigſten Geburtstage einundvierzig Jahre alt geworden war, taufte er ſich um in Lampuske. Und hatte den ſtarken Willen, fortab nur noch Lampuske zu heißen.

Da hielt man ihn allgemein für über und über geſchnappt.

Meiſter Lehmbacke machte ſich nichts daraus.

Volle elf Tage lang ſchritt er, wie mit einem Brokatkleid angetan, unter dem Namen Lampuske einher.

Da ſtarb er plötzlich zur Welt hinaus.

Es hatte ihm alſo das Lampuske-heißen nicht das mindeſte genützt.

Moral: Sei ein jeglicher mit ſeines Vaters Namen zufrieden.

*

Digitized by Google

Krapopotyl

Krapopotyl — die sensationelle Erfindung.

Krapopotyl — die allergewaltigste Erfindung seit Menschengedenken.

Welterschütternd.

Ohne Uebertreibung: Welterschütternd.

Im Ernst.

Krapopotyl: das Universalmittel, das unentbehrliche.

Krapopotyl bei Groß und Klein, bei Arm und Reich. Kein Mensch ohne Krapopotyl.

Der Erfinder wird populär und Milliardär.

Ihm zu gönnen. Hats verdient.

Krapopotyl hebt Industrie und Technik, fördert Handel, Wandel und Kultur.

Krapopotyl verursacht eine revolutionäre Umwälzung auf allen Gebieten.

Null und nichtig wird, was war.

Krapopotyl — das neue Element.

Mit der Erfindung des Krapopotyls setzt die moderne Zeit ein, der Menschheit Blüte bricht an. —

Krapopotyl. Wozu dient es?

Kein Mensch weiß es.

Digitized by Google

Es ist noch nicht erfunden.

— — — — — — — — — — — — — — —

Wie, wenn es wertlos wäre und besser unerfunden bliebe?

*

Digitized by Google

„Esautogen"

Kennen Sie „Esautogen"?

Nein?

Dann danken Sie Ihrem Schöpfer, daß ich Ihnen die Bekanntschaft vermittle.

„Esautogen" ist das beste Haarwuchsmittel der Gegenwart.

„Esautogen" steht unerreicht da.

Von ersten Autoritäten begutachtet, zahlreiche Dankschreiben, Erfolg garantiert, tausendfältig erprobt.

„Esautogen" hat den Vorzug, in jedem Falle zu wirken. Kein Humbug. Nicht mit minderwertigen Nachahmungen zu verwechseln. Man achte genau auf den Namen „Esautogen".

„Esautogen" ist — ich wiederhole — das beste Haarwuchsmittel der Gegenwart. Erfolg garantiert. — —

Fördert es auch bei dem oder jenem nicht gerade den Haarwuchs, so entfernt es doch sicherlich jede Spur von Haaren ratzekahl.

„Esautogen" hilft zuverlässig. „Esautogen" ist unübertroffen.

„Esautogen" hat neben seinen ursprünglichen Eigen-

Digitized by Google

ſchaften eine dritte äußerſt wichtige: Es entfernt Flecke.

„Eſautogen" entfernt jeden Fleck, ob groß, ob klein.

„Eſautogen" — das ideale Fleckentfernungsmittel.

Iſt im Tiſchtuch ein Tintenfleck — — „Eſautogen" tilgt ihn im Handumdrehen.

Allerdings dürfte es geſchehen, daß an den Stellen, wo ein Fleck war, kräftiger Haarwuchs ſproßt.

„Eſautogen" dient ja in erſter Hinſicht als Haarwuchsmittel!

Ein Glück, daß „Eſautogen" als Enthaarungsmittel benutzt werden kann.

Wenn alſo an den Stellen, wo ein Fleck war, Haare wachſen, ſo braucht man lediglich wiederum „Eſautogen" anzuwenden, und die Haare verſchwinden im Nu.

Es geht nichts über „Eſautogen".

Wenn man an langweiligen Tagen nicht weiß, wie man die Zeit hinmetzeln ſoll, ſo nehme man getroſt „Eſautogen" zur Hand.

Iſt man kahlköpfig, ſo laſſe man ſich eine Mähne ſtehen, iſt man ſtark an Haarwuchs, ſo bereite man ſich eine Glatze.

Nach Belieben ſtelle man ſich — im erſten Falle — einen kahlen Kopf her, im zweiten Falle einen vollen Schopf.

Digitized by Google

Wer „Esautogen“ anwendet, spart den Barbier und macht sich lieb Kind bei der Damenwelt.

Auch Blutarme und Bleichsüchtige wenden „Esautogen“ mit Erfolg an.

*

Digitized by Google

Zwei mal zwei gleich vier

Ein Menſch, der geht, geht.

Ein Menſch, wenn er geht, geht.

Ein Menſch, der, wenn er geht, geht, geht.

Zwei gleich zwei. Vier gleich vier.

Ein Menſch, der, wenn er, wenn er geht, hinkt, hinkt, hinkt.

Die Uhr, die, wenn ſie vorgeht, vorgeht, geht richtig, wenn ſie vorgeht (vorgeht!).

Die Uhr, die, wenn ſie nachgeht, nachgeht, geht richtig, wenn ſie nachgeht (nachgeht!!).

Die Uhr, die, wenn ſie richtig geht, vorgeht, geht falſch, wenn ſie vorgeht (wenn ſie vorgeht!).

Die Uhr, die, wenn ſie richtig geht, nachgeht, ſchaffe man zum Uhrmacher.

Die Uhr, die, wenn ſie geht, vorgeht, geht falſch, wenn ſie geht, geht, geht.

Die Uhr, die, wenn ſie geht, nachgeht, geht falſch, wenn ſie geht, geht, geht.

Die Uhr, die, wenn ſie geht, ſtehen bleibt, taugt nichts. Oder iſt kaputt.

Digitized by Google

Die Uhr, die, wenn sie geht, geht und weder vor- noch nachgeht, geht richtig. Richtig.

Die Uhr, die, wenn sie vorgeht, nachgeht — —

„. . . ja was erlauben Sie sich eigentlich??“

*

Digitized by Google

Betrachtung

Heiterkeit ist ein gut Ding.
Gut Ding will Weile haben.
Heiterkeit hat gute Weile.
Weile ist ein gut Ding.
Weile will keine Eile haben.
Eile ist kein gut Ding.
Aber Heiterkeit ist ein gut Ding.

Da nun aller guten Dinge drei sind, so sind alle von mir hierorts nicht angeführten Dinge keine guten.

— — — — — — — — — — — — — —

Nachtrag:

Von befreundeter Seite darauf aufmerksam gemacht, daß Heiterkeit bereits als erstes gutes Ding fungiert, sehe ich mich gemaßregelt, an dritter Stelle (als drittes gutes Ding) Korrektheit zu wählen.

*

Digitized by Google

Idyll

Zehn Sperlinge saßen auf einem Dache und plärrten: „Zehn Sperlinge auf dem Dache sind besser als keiner in der Hand!"

Ich, der ich keinen in der Hand habe, sehe das durchaus nicht ein.

*

Digitized by Google

Sage

Der unheilige Gottverdammichael wollte das Frommsein erlernen.

Er ging zu diesem Zwecke wohl über Land und Meer.

Da sah er eine Kirche stehn, die war umfriedet und trug über ihrer Pforte in Tiemannantiqua die Inschrift: „Bitte halten Sie bedeckt! Epheser 17, 1."

Der Unheilige stürmte auf die Kirche zu.

Da stieß er sich den Schädel ein an der Umfriedung, die war aus Schockschwerebrettern.

Seine Seele entfuhr durchs Beelzebubloch.

Moral: Blinder Eifer schadet nicht nur, sondern auch.

*

Digitized by Google

Von Ohren

Krauthacke hat, wenn er zuhört, ein halbes Ohr. Mit anderen Worten: Krauthacke hat die Gepflogenheit, mit einem halben Ohre zuzuhören.

Krauthacke hat einen Freund. Der schreibt sich Wiesenhauf.

Wiesenhauf ist ein Mann, dem alles piepe ist; bei Wiesenhauf geht das Sprichwort in Erfüllung: zu einem Ohre hinein — zum andern hinaus.

Wiesenhauf ist Junggeselle.

Krauthacke ist eine verheiratete Person. Seine Frau heißt Emilie. Wiesenhauf ist ihr „platonischer Hausfreund". Wiesenhauf hat es hinter den Ohren. —

Wiesenhauf ist ein Mann, der sich den Wind um und über den Schädel hat streichen lassen. Er kommt gern des Abends bei Krauthackes zu Besuch und daselbst ins Erzählen.

Frau Krauthacke ist in solchem Falle „ganz Ohr".

Wiesenhauf hat entschieden eine Gabe zum Cour- und Aufschneiden. Wenn er, dem alles zu einem Ohr hinein und zum andern hinausschlüpft, Geschichten auftischt, ist Frau Krauthacke ganz Ohr.

Digitized by Google

Und Krauthacke, wie gesagt, hört unablässig mit einem halben, seinem halben Ohre zu.

Man stelle sich das alles ganz genau vor: Krauthacke mit dem halben Ohre, Frau Krauthacke mit dem ganzen und Wiesenhauf mit den beiden Ohren.

Wenn Ihr Euch das alles so recht genau vorgestellt habt, so stellt Euch des weiteren vor: einen Dichtersmann, der die drei Ohren-Motive recht vergnüglich verknüpft und eine gelungene Humoreske daraus hervorzaubert. Wenn Ihr Euch das vorgestellt haben werdet, werdet Ihr gewißlich tiefes Behagen an der Geschichte „von den Ohren" empfinden und mit mir bedauern, daß ich (leider!) nicht der Kerl danach bin, sie — die Geschichte — selbst zu verfassen.

*

Digitized by Google

Ferdinand und die Dinge

Ein Mirakel

In der Mitte ist nichts.
Rechts ist trockener Sand.
Links sind die Dinge.

— — —

Zuvörderst wenden wir unsern Blick nach rechts.
Rechts ist trockener Sand.
Und wer sitzt darauf?
Ferdinand von Pappenheim, schlankweg Ferdinand.
Das Antlitz hat er den Dingen zugewandt.
Wir haben es nicht anders vermutet.
Was wuchert hinter Ferdinand?
Ein Trüppel Büsche.
Auch dies haben wir vermutet.
Was tut Ferdinand zur Rechten?
Er tut wörtlich auf dem Trockenen sitzen und läßt fünf gerade noch gerade sein.
Er hat nämlich auf Sand gebaut. Obschon keine Spur davon mehr sichtbar ist.
Was ists mit Ferdinand? Was bewegt ihn, auf dem Trockenen sitzen zu bleiben?

Digitized by Google

Ach, um es zu gestehen: dem Ferdinand ist alles wurscht. Er rüppelt sich nicht. Es pressiert ihm nicht. Dieserhalb läßt er die Dinge an sich herankommen.

Die Dinge, die sind links. Sie befinden sich dem Ferdinand gegenüber.

Die Dinge sind, wie die Dinge nun einmal liegen, weit entfernt heranzukommen.

Sie haben sich ihrerseits mit dem Gefühle der Wurschtigkeit angefüllt, und wir hören ein ausnehmend korpulentes Ding verlautbaren: „Kinder, wir legen es darauf ab. Wir lassen den Ferdinand an uns herankommen. Wurscht wider Wurscht.

So stehen die Dinge.

Ferdinand läßt die Dinge links liegen. Und die Dinge? Lassen den Ferdinand — von unserem Standpunkt aus! — rechts liegen. —

Es dürfte jetzt an uns sein, handelnd einzugreifen.

Die Lage, um zusammenzufassen, gestaltet sich folgendermaßen:

Links die Dinge — rechts Ferdinand auf dem Trockenen — und in der Mitte nichts.

Wir schreiten nunmehr gemessen und auf schnurgerader Bahn zwischen Ferdinand und den Dingen hindurch und wandeln ein ansehnliches Stück über die Mitte hinaus.

Dies getan, räuspern wir uns vernehmbar und be-

Digitized by Google

ſchreiben eine Körperdrehung dergeſtalt, daß wir Ferdinand und den Dingen von neuem das Geſicht zuwenden.

Und was erblicken wir zu unſerem herzhaften Erſtaunen?

Wir erblicken die Dinge rechts, unſern gemeinſamen Freund Ferdinand links und auf der äußerſten Linken ein Trüppel Büſche. (Hört, hört!)

Woher kommt dies?

Dies kommt daher, daß wir den Standpunkt gewechſelt haben.

Die Mitte iſt — verſteht ſich — nach wie vor ſäuberlich in der Mitte.

So iſt der Stand der Dinge.

So ſtehen die Dinge. — Was weiter?

Es geſchieht rein gar nichts.

Ferdinand und die Dinge fangen nachgerade an, uns zu langweilen, und wir nehmen ausgiebig teil an dem allgemeinen Gefühl der Wurſtigkeit. Wir dicken ein.

Nicht ſo die Mitte.

Sie, des Mitte-ſeins müde, taucht unter, ſchiebt ſich gefliſſentlich unter Ferdinand hinweg und taucht hinter ihm empor. Sie wird unſeren Blicken durch mehrfach genanntes Buſchwerk entzogen.

Wir alle machen uns auf eine Ueberraſchung gefaßt,

Digitized by Google

wähnend, es sei an der Zeit, daß irgendein überrumpelnder Vorfall der Sache eine witzige Wendung gäbe.

Nichts dergleichen.

So machen wir denn mürrisch Miene, der öden Stätte den Rücken zu kehren.

Ehe wir unseren Standpunkt verlassen, haben wir Gelegenheit, das Folgende sich abwickeln zu sehen:

Die Dinge verlaufen unverblümt im Sande und zwar in jenem, auf welchem Ferdinand sitzt.

Ferdinand, zuhinterst unangenehm berührt, erhebt sich und retiriert nach der hinter ihn versetzten Mitte — mit dürren Worten: Ferdinand schlägt sich rückwärts in die Büsche.

Wir haben das Nachsehen.

Digitized by Google

Zwei Selbstmordtaten

(1)

Möchten Sie in einer vierstöckigen Mietskaserne Hausmann sein?

Ich nicht.

Hausmann sein, ist nicht jedermanns Geschmack. Und Hausmann in einer vierstöckigen Mietskaserne sein, gleich gar nicht.

Als Hausmann muß man im vierten Stock wohnen.

Im vierten Stock zu wohnen, hat seinen Vorteil. Das gebe ich zu. Es ist luftig im vierten Stock; man hat im vierten Stock mehr Licht als im Erdgeschoß; und die Leute über einem trampeln nicht den ganzen Tag herum (— weil über einem keine Leute wohnen).

Aber es ist sehr hoch — im vierten Stock; und es dauert eine Ewigkeit, ehe man oben ist. Hinunter geht es freilich rascher.

Hinunter kann es sogar außerordentlich rasch gehen.

Der Hausmann Gasmeier hat das am eigenen Leibe erfahren.

Der Hausmann Gasmeier wohnt nämlich im vierten Stock.

Digitized by Google

Ein bescheidener Mensch, friedliebend und duldsam. Er wäre glücklich, wenn er nicht eine Frau hätte, von der er das Gefühl hat, er kann sie nicht leiden.

Frau Gasmeier vergällt ihrem Manne das Leben. Sie säuft. Sie säuft regelrecht.

Und in der Trunkenheit mißhandelt sie ihren Mann. —

Gasmeier sitzt am offenen Fenster und beobachtet das Treiben eines Essenkehrers auf dem gegenüberliegenden Dache.

Es ist heller, lichter Tag.

Unten liegt die Staße.

Das Leben geht seinen Gang — unten auf der Straße.

Gasmeier sitzt am Fenster. Er wartet auf seine Frau.

Sie kann jeden Augenblick kommen.

Er zittert nicht vor ihr; er hat keine Bange. Es wäre ihm jedoch lieber, er wüßte, sie käme nicht.

Sie kommt.

Er hört sie in der Küche mit einem Eimer hantieren.

Er hört die Türe gehen.

Sie kommt in die Stube. Sieht ihren Mann sitzen. Tut den Mund nicht auf.

Gasmeier hat das Leben mit diesem Weibe satt.

Er steht entschlossen auf und spricht laut und vernehmlich: „Ich hätte große Lust, mich aus dem Fenster zu stürzen."

Sie schnarrt: „Meinswegen."

Digitized by Google

Gasmeier ſtürzt ſich zum Fenſter hinunter auf die Straße.

Das ging furchtbar raſch. —

Das Leben ſtockt. —

Auf dem Pflaſter angelangt, erhebt ſich Gasmeier und ſagt: „Einmal und nicht wieder.“ Steigt die vier Treppen zu ſeiner Wohnung hinauf.

Die Frau ſteht noch da wie zuvor.

Gasmeier ſetzt ſich auf ſeinen Platz am Fenſter.

Das Leben geht weiter.

(2)

Kaſimir Aſchenkaſten wollte ſterben. In Ermangelung eines Revolvers hatte er ſich bemüßigt gefühlt, mit Pulver und Patronen vorliebzunehmen. Den Tod ſtellte er ſich ohne Revolver, lediglich mit den eſſentiellen, elementaren Schießbeſtandteilen verübt, großzügiger, nachhaltiger und eindringlicher vollſtreckt, gewiſſermaßen an Haut und Haaren herbeigezogen vor. Um acht Uhr abends ging er ans Werk. Er wollte ſich vor zehn Uhr umbringen, damit kein Hausbewohner aus dem Schlafe geſchreckt würde. Auf einen Stuhl legte er ein Kuchenblech. Auf das Kuchenblech ſchüttete er Pulver. Auf das Pulver legte er die Revolverpatronen. Sechs an der Zahl. Dann wuſch er ſich die Hände, kämmte ſich, ordnete die Krawatte, ſah ſummariſch über ſeine Exiſtenz zurück und

Digitized by Google

dachte an vielerlei Nebensächliches. Dann setzte er sich auf den Stuhl. Dann nahm er eine Streichholzschachtel. Dann zündete er mit einem Streichholz den Pulverhaufen, auf dem er saß, an.

Es gab einen schrecklichen Krach. Und Aschenkastens Popo war fürchterlich verbrannt. Kasimir schrie gräßlich auf und setzte sich — holderdipolter — ins Waschbecken. Der Schmerz wuchs. Aufgeregte Menschen drangen ins Zimmer. Kasimirs Wirtsleute. Sie hielten sich, als sie die Bescherung sahen, den Bauch vor Lachen. Da aber der Schaden beträchtlich war, telephonierten sie nach einem Arzt.

Eine Stunde später lag Kasimir mit einem wohlverbundenen Hinterkörperteil im Bette und schämte sich und schämte sich.

Nach drei Wochen war er wieder völlig hergestellt — bis auf die Narben, die der verkehrt angelegte Selbstmordversuch zu hinterlassen für gut befunden hatte.

Heute ist Kasimir Aschenkasten glücklicher Familienvater und denkt nimmer an Selbstmord.

*

Digitized by Google

Die Beleidigung

Ich trete in ein Schokoladengeschäft und kaufe etwas. Während das Fräulein mir das Gekaufte einwickelt, sehe ich ein Schild: „Biscuits". Biskuit mit ck.

Ich sage dem Fräulein: Biskuits wird mit k geschrieben, nicht mit ck. Da sagt das Fräulein, es sei nicht ihre Schuld, und lacht. Da kommt hinter einem Vorhang ein Mann hervor und fragt, was los sei. Das Fräulein sagt: Der Herr sagt, Biskuits würde mit k geschrieben. Der Mann sagt, das sei *seine* Sache, und ich solle mich trollen. Ich sage: Sie sind aber ein höflicher Schokoladenmann. Da sagt er, ich soll mich um sonstwas kümmern, dies sei sein Geschäft, und Biskuits seien Biskuits auch mit ck. Das sei ja lachhaft. Ich sage ihm, er sei ein Rindvieh. Da läßt er spornstreichs einen Schutzmann holen und mich zur Wache bringen. Auf der Wache sage ich, ich ließe mich davon nicht abbringen, der Schokoladenmann sei ein Rindvieh; das sei meine heilige Ueberzeugung. Ein Wachmann sagt, ich solle mich ruhig verhalten. Ich sage, warum denn. Da sagt der Wachmann, zu fragen hätte ich nichts. Ich sage: Sie sind auch ein Rindvieh. Der Wachmann sagt: Das werde mich was

Digitized by Google

kosten, ich solle mal aufpassen. Er geht und holt andere Wachmänner und erzählt ihnen den Vorfall. Die Wachmänner machen fürchterliche Augen. Ich sage, sie möchten mich in Ruhe lassen. Einer sagt: Wer stört denn die Ruhe, wir oder Sie? Die anderen sagen, sie machten die Zeugen, ich hätte ihren Kollegen beschimpft. Was? sage ich, beschimpft? Ihr seid Rindviechter. Da packen sie mich und zerren mich vor Gericht. Der Schokoladenmann ist auch dabei. Er muß zuerst sprechen. Dann werden die Wachleute verhört. Der Richter fragt mich, ob dem an dem sei. Ich sage ja. Aber, fahre ich fort, wenn ich den Ausdruck Rindvieh gebraucht habe, so stellt er meines Erachtens keine Beleidigung dar, sondern lediglich eine Kritik. Es ist meine Meinung, meine Ueberzeugung, daß die von mir mit Rindvieh titulierten Leute Rindviechter sind! Wer will mir diese Ueberzeugung rauben? Uebrigens glauben diese Rindviechter das gleiche von mir, sie halten mich für ein Rindvieh. Ich verwehre ihnen das nicht. Sicherlich bin auch ich ein Rindvieh. Das geht keinen was an. Ich habe laut gesagt, daß ich den Schokoladenmann und die Schutzmänner für Rindviechter halte, und dabei bleibe ich. Ich betone, daß ich keine beleidigende Absicht gehabt habe, sondern lediglich meinem Mitteilungsbedürfnis nachgegeben habe.

Der Staatsanwalt sagt: Das ist ja Unfug!

Ich sage: Sie sind ein Rindvieh — — aber merken

Sie wohl auf: damit beleidige ich Sie nicht. Es ist meine unerschütterliche Ueberzeugung, daß auch Sie ein Rindvieh sind. Die Meinung ist subjektiv, ich gebe das zu, aber sie ist begründet. Ich kann sie nicht verheimlichen. Ich teile Ihnen klipp und klar mit: Sie sind ein Rindvieh! — Wenn auch nur in meinen Augen. Das kann Ihnen in Ihrer Ehre und in Ihrer Würde nichts anhaben. Es gereicht Ihnen höchstens, hoffe ich, dazu, Ihnen das Verständnis für meine Denkweise zu erschließen.

Der Oberstaatsanwalt sagt: So etwas von Unverfrorenheit hab ich all mein Lebtag noch nicht gesehen.

Ich sage: Sie sind ein Rindvieh. Hören Sie: ein Rindvieh. Wohlgemerkt: Wenn ich Sie ein Rindvieh heiße, und das muß ich, so ist das Wort Rindvieh kein Vorwurf, keine Beschimpfung, sondern ausschließlich eine Feststellung. Ich weiß nicht, warum Sie mich unverfroren heißen. Ich muß annehmen, Sie seien ein Rindvieh. Denn nur ein Rindvieh kann sich so dumm zeigen. Wenn ich zu Ihnen sage: Sie sind ein Hirsch, oder Sie sind ein Bär, so sind Sie doch auch nicht beleidigt. Warum aber sind Sie beleidigt bei dem Ausdruck Rindvieh? Glauben Sie mir: ich halte Sie für eins. Und warum soll ich das verheimlichen?

Die Richter springen auf und drohen, wenn ich in dem Tone weiter rede, käme ich lebendig aus diesem Gebäude nicht heraus.

Digitized by Google

Ich sage: Ihr seid die größten Rindviechter, die ich mir denken kann. Aber versteht mich recht: Der Ausdruck Rindviechter zählt beileibe nicht zu den beleidigenden Ausdrücken — wenigstens nicht für mich . . .

Zwei Gerichtsdiener packen mich, und während ich ihnen sachlich klarlege, daß sie Rindviechter seien, führen sie mich ab.

Am nächsten Morgen werde ich hingerichtet.

Ehe das Beil herniedersauste, sagte ich zum Scharfrichter: Sie sind auch ein Rindvieh. Ich will Sie damit nicht beleidigen, aber ich könnte nicht sterben, ohne Ihnen das mitgeteilt zu hab . . .

Hierbei mußte ichs bewenden lassen.

*

Digitized by Google

Keine Beleidigung

Ich lese in einem Schreibwarengeschäfte auf einem Schilde die Worte: „Sämtliche Schul-Artickel."

Ich gehe in den Laden und verlange dringend den Inhaber zu sprechen.

Ein Herr kommt. Mitte Vierziger. Brille.

Ich teile ihm mit, daß in seinem Schaufenster ein Schild stehe mit der Aufschrift: Sämtliche Schul-Artickel. Artikel mit ck.

Die Brille sagt: „Wir führen sämtliche Schul-Artikel. Das ist wahr."

„Gewiß," erwidere ich, „aber mit k und nicht mit ck."

Die Brille lacht und spricht: „Ah — ja — da haben Sie recht. Es ist dies ein Versehen, das ich auszutilgen mich beeilen werde. Haben Sie herzlichen Dank für die gütige Belehrung."

Ich drückte die dargebotene Hand, lüftete den Hut und ging weiter.

*

Digitized by Google

Neumann, der sensitive Spießer

Das Gedicht

Neumanns Braut verließ eines Tages Neumann.

Neumann hatte das Zeug zum Dichten, obschon er noch nie gedichtet hatte.

Er hatte es nicht gewagt.

Neumann war überzeugt, daß er, wenn er, könnte.

Er setzte sich hin — Montags früh — und bewältigte den Stoff, veredelte den Vorfall, objektivierte die klägliche Begebenheit.

Er berauschte sich an seiner Verlassenheit und schlürfte gleichsam seine eigenen Tränen. „Zähren" dachte Neumann.

Neumann nahm ein Papier — beiläufig ohne schwarzen Rand — und tauchte erwartungsvoll die Feder in die Tinte. Neumann war entschlossen, ein ganzes, komplettes Gedicht diesbezüglichenfalls zu verfertigen.

Der Stand der Dinge war der: Neumanns Braut hatte Neumann verlassen.

Sie war fort. — Wahrlich: Grund genug, ein Gedicht zu machen.

Neumann fühlte: hier sei einzusetzen.

Digitized by Google

Er ſagte: „Meine Braut iſt fort. — Aber ſo fängt man kein ordentliches Gedicht an!"

Er überlegte. Hin und her. Her und hin.

Seine Braut war fort. Das ſtand feſt.

Aber wie geſagt, das iſt kein rechter Anfang.

Neumann überlegte.

Die Feder war längſt trocken. Er tauchte ein. Er tauchte aus. Er tauchte ein, er tauchte aus.

Die Worte blieben fern. Die Worte lagen im Hinterhalt! Er erſpähte keines — zu ſeinem lyriſchen Leidweſen.

Er trank kalten Kaffee.

Das lockte kein Wort hinterm Ofen hervor.

Die Stunden vergingen.

Neumann beſchloß, nicht zu weichen. Keinen Schreibefinger breit. —

Es war Mittwoch Abend nach acht Uhr, da ſagte ſich Neumann: „Das iſt mir ganz gleich, und aller Anfang iſt ſchwer, aber gemacht werden muß er werden, das iſt mir ganz gleich . . ."

Und er ſchrieb jählings hin:

„Meine Braut iſt weg!"

Das ſtand ſteif und feſt.

Sie war weg — der Satz war da, und der Satz war leidlich. Neumann war im ſchönſten Zuge.

— — — — —

Aber es kam weiter nichts.

Digitized by Google

Donnerstag Mittag beſah er ſich den Satz — ſeinen Satz — mit einer gewiſſen Achtung.

Er hatte es eigenhändig gedichtet.

Es fehlte lediglich ein Reim.

— Neumann betrachtete ſich den Satz eingehend, ſtrich „weg" durch und ſetzte dafür „fort", — — — — — das war doch kein Gedicht, — aber Hut ab! — für den Anfang — ich ſage Hut ab!

Freitag Abend ſah das Papier, worauf der Satz — der einzige, eine, ſchöne Satz — ſtand, aus, es ſah aus wie Sebaſtian, der Geſpickte. Neumann hatte kein Wort gelaſſen, wie es war, — er hatte alles, alles einer gründlichen Reviſion unterzogen. Noch war er beim Revidieren. Er glühte vor lyriſcher Begeiſtertheit wie eine Kanone nach dem Salutſchießen.

Spät in der Nacht — Freitag! — bot ſich dem Dichter Neumann ein von Grund auf verändertes Bild dar: die — immer noch — erſte Zeile lautete:

„Fern iſt von mir ſie!!!"

(„Iſt" und „mir" ſind die betonten Worte.)

Sonnabend wurde der Satz gefeilt:

„Fern weilt von mir ſie!!!!"

(„Weilt" und „mir" betont!)

und

„Fern bin von dir ich!!!!!!"

(„Bin" und „dir" betont!)

Digitized by Google

Konkurrenten, die drei Lesarten. —

Der Satz „Fern bin von dir ich" gefiel unserm Neumann über die Maßen.

Er laß ihn und las ihn laut und lauter.

Der rechte Anfang war gefunden,

Die Schwierigkeit war überwunden,

Glück auf, Glück auf!

„Fern bin von dir ich" — markig und ragend stand es da! Das war einmal ein Satz!!!! Die erste Zeile stand endgültig und unverrückbar fest, — die übrigen mußten von selbst kommen. Mußten. Das ist beim Dichten so.

Neumann erlahmte nicht. Neumann trachtete weiter. Er dichtete hurtig fürbaß. — Aber ein Reim auf „Dir ich" wollte gefunden sein!

Am Sonntag begann das Gedicht mit dem Satze:

„Fern weilst von mir du!!!!!!!!!!" ... aber da war ein Reim gleich gar nicht zu finden!

Am Montag — eine geschlagene Woche nach bewußtem Ereignis — war die erste Zeile definitivst fix und fertig.

Sie hieß:

„Fern weil' von dir ich!!!!!!!!"

Dabei ist es geblieben.

„Fern weil' von dir ich!" — —

Digitized by Google

Der Rhythmus und der Apoſtroph.

— Alleinig der Apoſtroph!!

— — Der Apoſtroph!!!

— Eine wahre Pracht!

Neumann kam ſich vor, als ſei er der Urheber, der Entdecker des Apoſtrophes in Perſon.

Vergeſſen war die Braut. Dahin war der Schmerz. Die Freude an der eigenhirnig gedichteten Zeile verſcheuchte alle Kümmernis.

„Fern weil' von dir ich!!!!!!"

Gott ſei Dank! —

Mag ſie ſein und weilen, wo der Pfeffer wächſt, — oder wo das Süßholz wächſt! Neumann kann ſagen: „Ich weil' hier." —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ach ja! Wer ſo Gedichte machen kann .....

*

Digitized by Google

Neumann spielt Komödie

Neumann hat auch einmal bei einer Theater-Aufführung mitgewirkt.

Das ist einige dreißig Jahre her, und Neumann war damals noch unverehelicht. Da hatte der Verein „Thalisia" — auf Lorbeeren erpicht — ein Theaterstück, eine romantische Tragödie, mit Mühe und Not einstudiert, — jeder konnte seine Rolle, — man war nicht müßig gewesen, — es war eine arge Schinderei, — die halben Nächte mußten heran, — aber die Vorbereitungen waren getroffen, — die Aufführung konnte stattfinden, — jeder würde sein Bestes geben, — jeder, jeder einzelne. Klar zum Gefecht. Der Tag der Aufführung war bestimmt, die Einladungen waren verschickt. Und doch hätte die Vorstellung bei einem Haare im Wasser gelegen, wäre Neumann nicht gewesen.

Krüger war nämlich krank geworden.

Krüger hatte den Don Silvio kreiert. Den Don Silvio in „Schulze XXVIII".

In „König Schulze XXVIII" trat eine Person auf, die zwar wenig zu sprechen, dafür jedoch um so hartnäckiger auf der Bühne befindlich zu sein hatte. Diese Person sollte Krüger mimen.

Digitized by Google

Nun war Krüger plötzlich — einen Tag vor der Aufführung — krank geworden. Unpaß. Unpaß im höchsten Maße.

Was tun?

Die großen Rollen, die Bomben- und Granatenrollen waren schon mondelang in festen Händen; um die kleinen Rollen, die Röllchen, hatte man sich *gerauft* — keiner hatte zurückstehen wollen, begreiflicherweise, — und es war auch niemand mit leeren Händen ausgegangen; im Gegenteil: manch einer hatte in zwei-, gar dreifacher Gestalt auf der Szene zu erscheinen. Oh, man tat das gern.

Der Vorstand der „Thalisia" war in höchsten Nöten ... Was tun, was tun?

... — Was an Verwandten, was an Angehörigen irgend hatte herangezogen werden können, war herangezogen worden — groß war der Verein nicht! — trotzdem wurden die Vereinsmitgliederfamilien ein letztes Mal auf ihre Verwendbarkeit untersucht.

Und Neumann zog ins Feld.

Neumann hatte sozusagen darauf gepaßt, sich aufs Tapet zu bringen; hatte sich auf raffinierte Manier von Krügers Erkrankung Wind zuwehen lassen und rückte, ohne etwa den schauspielerisch betätigten Vereinsmitgliedern nahe bekannt zu sein, in Krügers Lücke ein.

Da gab es keine kleinlichen Bedenken ... er opferte

Digitized by Google

ſich auf, Neumann. Und betrat auf dieſe Art zum erſten Male in ſeinem Leben die Bretter, die die uſw.

Neumann hatte alſo den Miniſter Silvio zu kreieren.

Den Miniſter Silvio in „König Schulze XXVIII".

Einen hochgeſtellten Mann, einen ganz hochgeſtellten Mann, einen einſilbigen, aufrechten Miniſter.

Neumann, von Natur ſchüchtern, war mit ganzem Herzen bei der Sache; präſentierte er ſich doch einer Dame, die ſich — öhe-m, öhe-m — lebhaft für ihn zu intereſſieren ſchien, als Schauſpieler. Sie würde ſeine Talente entfaltet ſehen! Sie würde es . . . oh, kein Menſch würde ihm ſolches zutrauen: Komödie ſpielen . . . alſo, pſt, vor allem jene Dame, die würde ihn bewundern können . . .

Neumanns Rolle beſtand aus zwei unſchuldigen Stichworten und einem einzigen, unanſehnlichen Satze.

Im letzten Akte war der Satz zu ſprechen.

Die Situation: Der Thronſaal König Schulzes XXVIII. . . S. M. wendet ſich in einer zappenduſteren Angelegenheit an ſeine fünf Räte, ſie um Aufklärung bittend. Jeder läßt nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen ſeine Weisheit erſtrahlen. Der fünfte iſt der wortkarge Silvio. Er ſagt (mit Beziehung!): „Ich gehe nach Hauſe!"

„Ich gehe nach Hauſe!": „Ich" — im Gegenſatz zu den vier übrigen. „Ich" — außerordentlich betont. „Ich

gehe nach Hauſe“: fein ironiſch, verſchleiert und dennoch eine offenſichtliche Abſage, eine Abſage allerheftigſter Sorte — faſt eine verächtliche Abſage. Eine Abſage, die Hand und Fuß hat. „Ich — — — gehe nach Hauſe ... tut Ihr, was Euch beliebt! Ich waſche meine Hände! Seht Ihr zu, wie Ihr ins Reine kommt. ‚Ich gehe nach Hauſe.‘ Ich gehe zu*) Hauſe. Ich laſſe meine Hand aus dem Spiele.“

Der Leiter der Aufführung ließ — man hatte o ſo wenig Zeit noch! — die Szene proben.

Neumann probte.

Neumann ſprach zu leiſe.

Man hörte gar nichts.

Neumann ſchrie ſeinen Satz.

Man hörte gar nichts. — —

„Aus dem Satze geht was zu machen,“ ſagte der Regiſſeur, „ſehen Sie — ſo: ‚Ich ..... gehe ... nach Hauſe! ...‘ ab!“ —

Neumann verſprach, ſein Möglichſtes zu tun.

Feilen würde er, — feilen!! Ja, das würde er. „Ich — gehe nach Hauſe ... ich werde es denen ſtecken. Sieh mal einer an! Nein, nichts, kein Wort, keine Silbe ... ich waſche meine Hände. Ich gehe zu Hauſe.“

— — — — — — — — — — — — — —

*) Neumann ſagte: „Ich gehe zu Hauſe!“ wenn er nach Hauſe gehen wollte.

Digitized by Google

... Die Aufführung war in vollem Gange.

Man hielt vor dem letzten Akt.

Alles klappte herrlich — — — frenetiſcher Erfolg! — — Auch Neumann war nirgendwie aufgefallen.

Durch einen ſtrohgelben, kompliziert geſtalteten Knebelbart völlig unkenntlich gemacht, hatte er bisher bieder und eifrig die Bühne füllen geholfen.

Aber. Aber. Aber.

Aber jetzt — begann der letzte Akt. Der Akt mit dem Satze. O weh. Neumann hatte dreiundſechzig Grad Lampenfieber. Neumann wäre gern nach Hauſe gegangen. Neumann hätte gern weit, recht weit fort auf einer ſtillen Inſel geſeſſen (Madagaskar). Neumann pilgerte raſtlos hinter den Kuliſſen auf und ab und auf und ab. Die Seligkeit war entflogen. Die Seligkeit, daß ſein Name, Adolf Neumann, ohne den winzigſten Druckfehler, prägnant und für jedermann zur beliebigen Einſicht auf dem Theaterzettel gedruckt ſtand ... auch für eine gewiſſe Dame deutlich lesbar.

„Don Silvio, Miniſter ..... Adolf Neumann" — Adolf Neumann, oh, oh, die Seligkeit war entflogen; die Todesangſt würgte ihm fauſtdicke Knödel in den Schlund.

„Silvio, warum mußt ausgerechnet du nach Hauſe gehen? ... Krüger, — aus Niedertracht, aus Feigheit — ... wird der Unmenſch krank! ..... Wers glaubt!

Digitized by Google

..... Ich gehe zu Hauſe ..... ‚Ich gehe nach Hauſe!‘ ..... Ich blamiere mich ja — — — vor ihr ..... Ich blamiere mich bis auf die Knochen ..... alſo, jetzt, — ich gehe zu Hauſe ..... ich kann doch nicht mit dieſem Barte zu Hauſe gehen ..... ich mache mich ja lächerlich ..... ſo ein Bart! ..... Sie wird mich nicht erkennen, gebs Gott ..... o ja, ſie wird mich erkennen ..... ſicherlich ... oh, hätte ich nie Theater geſpielt ..... ich gehe zu Hauſe .....“

Den letzten Satz ſagte Neumann laut. Er memorierte jedoch keineswegs ſeine Rolle. Er hatte im Ernſt die Abſicht, nach Hauſe zu gehen und die übrigen die Sache ausbaden zu laſſen.

„Ich gehe nach Hauſe!“ — — ſagte er, unternahm aber nichts, ſondern begnügte ſich damit, den Satz, der die vielen Nuancen barg, zu wiederholen und zu wiederholen.

Neumann fühlte, daß es ihm mit dem Nachhauſegehenwollen (Zuhauſegehenwollen) nicht Ernſt ſei.

Er hoffte übrigens auf ein Wunder, auf einen Fingerzeig des Allgütigen; hoffte, daß ſich alles zum beſten wenden würde. Irgendwie. Er betete ſogar verſtohlen.

„Ich gehe nach Hauſe,“ ſagte er wiederum laut, „aber“, fuhr er fort, „ich *gehe* nicht zu Hauſe, ſondern ich *ſage* es bloß. Tun möchte ich es ja gern. Aber erſt muß ich es geſagt haben, — und dann erſt kann ich es

Digitized by Google

tun ..... Was wird das werden? Oh, oh, oh! Was wird das werden? Ich geh zu Hause!"

Neumann war kleinlaut und verzagt.

Außerordentlich kleinlaut und verzagt. — — —

Der Vorhang war längst hinaufgezogen worden; Neumanns letzter Gang stand dicht bevor.

..... Zuweilen kann ... unter Umständen ..... durch einen Zufall ..... vielleicht ..... mitunter geschiehts ..... vielleicht die Beleuchtung versagen, Kurzschluß eintreten, — man hat davon gehört, von solchen Fällen ..... Nichts ereignete sich.

Der letzte Akt wickelte sich glatt ab, die Leute redeten ihre Rollen herunter, als sei das von jeher so gewesen.

Ach, die Glücklichen! Die waren nun einmal im Zuge. Was konnte denen passieren!?

Die Luft drückte.

Neumann sah kleine, goldene Brezeln vor seinen Augen schwirren.

Gleich kam er dran.

Jetzt.

Oh.

Jemand schob ihn auf die Bühne.

Aus übergroßer Angst tapfer geworden, schritt Neumann mitten auf die Bühne. Da blieb er stehen, ließ sämtliche Gliedmaßen hängen und bereitete sich, das Stichwort, den Todesstoß zu empfangen.

Digitized by Google

In den Zuſchauerraum zu blinzeln wagte er nicht.

Fräulein Scholle ſaß noch immer im Souffleurkaſten und waltete ihres Amtes.

Ja, ſouffliereꝛ — das iſt keine Kunſt.

Kinderſpiel! — Souffliereꝛ kann jeder. — Souffliereꝛ kann ein neugeborenes Kind . . .

Horch, . . . halt! —

Was?

Die Stelle kam ihm vertraut vor.

Jetzt das Stichwort. . .

Wenn ich nur nicht ſtatt meines Satzes das Stichwort deklamiere! — — („Oh, ich gehe zu Hauſe. . .")

Ha!

Da fiel ſein Stichwort.

Er zuckte ins Mark getroffen zuſammen. Das Herz ſtand ihm ſtill. Er fror in Hitze. Er ſiedete vor Froſt. Das Stichwort hatte ihm einen Stich gegeben. Er war tot.

Aber er mußte doch ſeinen Satz herſagen. Fünf Leute ſahen ihn aufmerkſam an. Der König und vier Miniſter. Ehrſame Bürger. Der König war Schreiber beim Amtsgericht. Er hatte Neumann um Rat gefragt.

Neumann wollte antworten: „So un ſo!"

Aber die Souffleuſe flüſterte vernehmlich: „Ich gehe nach Hauſe!" Die Souffleuſe ſchrie förmlich — flüſternd. Dann wiederholte ſie den Satz laut.

Digitized by Google

Alle wußten, daß Neumann alias Silvio nach Hause gehen möchte.

Pause.

— — — — — — — — — — — — — —

Neumann näßte die Hose, drückte die Augen zu und sagte — zu seinem eigenen Erstaunen — laut und vernehmlich in die Luft hinein:

„Ich gehe Hause."

Wandte sich um und begab sich fort. —

Eine kleine Stockung.

Die fünf Männer auf der Bühne sahen mit höflicher Teilnahme dem Minister Neumann nach, wie er Hause ging.

Er fiel nicht, er stolperte nicht, er kam glatt von der Bühne hinweg.

Ließ sich den Unbart entfernen, zog sich um und ging wirklich und wahrhaftig nach Hause. „Ich gehe zu Hause," sagte er ein letztes Mal.

— — — — — — — — — — — — — —

Neumann hat seitdem nicht wieder Komödie gespielt.

*

Digitized by Google

Die Traueranzeige

Neumanns Frau war geſtorben, war Neumann vor der Naſe weg, unter der Hand geſtorben.

Neumanns Schmerz war groß.

Er war haſtdunichtgemerkt Witwer, Hinterbliebener geworden.

Aber das rauhe Leben forderte ſeine Rechte.

Neumann konnte den Vorfall nicht auf ſich beruhen laſſen, er mußte ſich rühren, mußte die Mitwelt von dem Todesfall in Kenntnis ſetzen.

Neumann klebte infolgedeſſen ſeine Wenigkeit auf einen Stuhl, ergriff das Schreibzeug, wies die Tränen in ihre Schranken und begab ſich ans Abfaſſen der Todesnachricht, — der Trauer-Anzeige.

Neumann dachte: Meine Frau iſt tot. Schrecklich, ſchrecklich. Aber ich kann doch wahrhaftig nicht drucken laſſen: „Meine Frau iſt tot! Adolf Neumann.“ Nein, nein, das iſt unmöglich. Was ſollen die Leute von mir denken! Ich muß mit angemeſſenen Worten aller Welt die Nachricht unterbreiten, daß ſie *verſtorben* iſt — nicht nur geſtorben, ſondern wie geſagt: ver-ſtorben. Verſtorben! Was ein Wort! Ich verſterbe, du verſtirbſt, er

Digitized by Google

verſtirbt — alle Menſchen müſſen verſterben — verſtorben, verdorben! — Verſterben: was ein Ausdruck! Einer von jenen angemeſſenen (nach Maß gemachten), die in Trauer-Angelegenheiten am Platze ſind. Uebrigens iſt dies, daß meine Frau — nein, nein: meine Gattin — daß meine Gattin verſtorben iſt, das iſt nicht das Weſentliche an der Traueranzeige — das Wort „Trauer-Anzeige" beſagt alles! Daß meine Gattin verſtorben — oder wohl auch entſchlafen oder noch beſſer verblichen — ja ja: verblichen, daß ſie verblichen iſt, das will wenig heißen — die Hauptſache iſt und bleibt, daß ich trauere, und daß man mir das anmerkt. Je beſſer es mir gelingt, aus der Traueranzeige meine Traurigkeit hervorſchluchzen zu laſſen, um ſo günſtiger für mich, um ſo trauernder ſtehe ich da, um ſo mehr wird man — man! — man, ich kenne dich! — von der echten Qualität, von der prima Qualität meiner Trauer überzeugt ſein — es muß echte Trauer ſein —; es kommt alles darauf an, daß ich jetzt eine Traueranzeige zuſammenſtelle, die ſich gewaſchen hat. Ich werde es an nichts fehlen laſſen, ich werde ſo tiefgefühlt wie möglich — tiefgefühlteſt ſogar ... à propos, was iſt das: tief — gefühlt, tief gefühlt? ich werde ſo tiefgefühlt wie irgend angängig beim Abfaſſen der Traueranzeige, d. h. beim Abfaſſen der Anzeige meiner Trauer zu Werke gehen. Haha, ſie werden alle miteinander vor Mitleid nicht wiſſen, wohin. Mit-

Digitized by Google

leid — ist nicht angemessen. „Mitleid?" — Beileid hat es zu heißen. Ja. Beileid. Beileid! Bei-leid!! Beileid!!! . . . Auch so ein Ausdruck! — Beileid aussprechen . . . das Wort „Beileid" aussprechen — wie man ein so törichtes Wort aussprechen kann! Was ist das: Beileid? Gibt es Beifreude, gibt es überhaupt ein Beigefühl? Was hat dies Wort für einen jämmerlichen Bei-Geschmack! — aber ich werde nichts dawider tun können, — sie werden alle, alle, alle, alle kommen, alle mit dem gleich lächerlich-traurigen Gesichte, und sie werden mir alle ihr herzlichstes Beileid . . . versichern. „Versichern"!! Sie haben es nicht, nein: sie versichern es. Aber ich werde es so einrichten, daß gar keiner auf dieses erbärmliche läppische Wort kommt! Laßt mich nur machen! Hm. Hjah. Ich werde einfach in der Traueranzeige Kondolenzbesuche und das sattsam bekannte Beileid mit wärmstem Danke ablehnen. Ich werde mir schon das Beileid zu verbitten wissen, junger Mann! Der erste beste, der mir mit seinem Beileid ins Gesicht fährt, wird aufs Korn genommen und ohne Umschweife gefragt, was er sich um Himmelswillen unter einem Beileid vorstellt. Was ein Beileid ist. Ob er schon eins gesehen hat. Wie das aussieht, so ein Beileid.

Ueber das Beileid kam Neumann nicht so rasch hinweg. — —

Gleichwohl galt es, die Traueranzeige herzustellen.

Digitized by Google

Neumann beſchloß, ſie in ſauberem, makelloſem, erſtklaſſigem Deutſch abzufaſſen.

Er wollte denen ſchon zeigen, wie man eine Traueranzeige anlegt.

Er fühlte ſich als Schriftſteller, als ein Mann, welcher der Oeffentlichkeit etwas zu ſagen hat, — als ein Mann, bei dem jedes lumpige Wort auf die Wagſchale gelegt wird — jedes! — —

Neumann hatte ſich ſchon unterſchiedliche Male ſchriftſtelleriſch hervorgetan ... Freilich in intimem Kreiſe, bei Kindtaufe, Hochzeit und dergleichen ...

Der Tod ſeiner Frau ſtempelte ihn aber erſt richtig zum Schriftſteller.

Neumann würde gedruckt werden —

Er wird es auch, verlaßt euch darauf!

Es lag in ſeiner Hand — er konnte Worte wählen, wie er wollte, keiner durfte ihm dreinreden.

Was er ſchrieb — welche Worte auch immer — ſie würden gedruckt werden!

Welch ein Gefühl!! — — —

Neumann ließ ſich Zeit.

Er nahm einige zierliche, befeuernde Schnäpſe zu ſich, in der ſtillen Berechnung, die Worte möchten ihm daraufhin lieblich entſprießen.

Neumann ſah ſich auch nicht getäuſcht. In denkbar

Digitized by Google

kurzer Zeit ſtanden — von ſeiner Hand geſchrieben — folgende Sätze auf dem Papiere:

„In lichter Morgenfrühe, kaum hatte die achte Stunde ausgeſchlagen, hörte ein treues Herz zu ſchlagen auf. Es gehörte dasſelbige meiner innigſt geliebten Frau oder Gattin und nicht, wie es ſonſt immer in Traueranzeigen geſchrieben ſteht, nämlich wo zu einem einzelnen Hinterbliebenen eine einzige Frau als Gattin, Großmutter, Tante und Mutter ſtößt, denn meine Frau iſt nur meine Gemahlin und weiter nichts! Meine unvergeßliche

Frau Guſtalinde Neumann
geb. Froede

im Blütenalter von 56 (ſechsundfünfzig) Lenzen, deren Leben wie ein Bächlein, welches durch blumige Auen dahinrieſelt, dahinfloß, geſtorben zu meinem unerſättlichen Schmerze. Dies zeigt tiefbetrübt nur hierdurch tiefbetrübt an tiefbetrübt

Adolf Neumann.

P.S. Kondolenzbeſuche und dann vor allen Dingen das kindiſche Beileid werden auf Wunſch der teuren Dahingeblichenen bereitwilligſt abgelehnt.

Altwarp, Datum des Poſtſtempels.

Digitized by Google

Neumann verfaßte dieſe Anzeige auf einen Hieb. —

Einige Stunden ſpäter, als er ſie in die Zeitungsexpedition zu ſchaffen willens war, las er ſie mit kalt gewordenen Augen, und er fand ſie zu hochtrabend — —

Man würde ihn womöglich auslachen dieſerhalb, wie?

Er ſei überſchwenglich, allzu überſchwenglich geweſen, würde es heißen, wie?

Am Ende würden gar einige Mißgünſtige verlauten laſſen, er müſſe untergeſchnappt ſein, was? —

Kurzum, Neumann beſorgte, er könne ſich mit ſeinem tiefgefühlten Elaborat lächerlich machen. — Und ein Geiſt ward mächtig in ihm — alſo, alles, was recht iſt, der Schnaps war vortrefflich! . . . und heiſchte: „Neumann! Menſch! Du mußt ſchlicht ſein, mußt nicht durch Geſchwollenheiten wirken wollen. Keine Uebertreibungen! Sachlich ſein, Neumann, und nüchtern!“

Neumann verſtand.

Neumann unternahm es, nüchterne, viereckige Worte heranzuſchleppen.

Neumann ſah ſchon harte, knorrige, verwurzelte Sätze vor ſich aufgetürmt.

Nach Verlauf einiger Stunden — das Aroma! . . . und ſo ſüß! die Flaſche allerdings fünf Mark . . . — nach Verlauf einiger Stunden hatte Neumann folgende Zeilen unter Dach und Fach gebracht:

Digitized by Google

Gustalinde Neumann

ist tot, dahingeblichen für ewig. Mein besseres Selbst ist erloschen. Komme was da will. Sie ist mir unersetzlich. Gustel, was hast du getan?

Dein Gatte Adolf Neumann!

Altwarp, Datum des Poststempels.

Unterweilen hatte sich der Abend herangeschlichen.

Beim Scheine der Lampe saß der verwitwete, alleinsame Neumann und gestaltete Traueranzeigen auf Traueranzeigen.

Der Schaffenstrieb war über ihn gekommen.

Resultat: Null!

Ehe Neumann schlafen ging, schrieb er mit müdem Finger:

„Gustl, es ist schrecklich.

Hochachtungsvoll Adolf Neumann."

— — — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen fiel es ihm wie Schuppen von den Augen: Neumann erkannte, daß die Phrase, die hundsgemeine Phrase die einzig mögliche Ausdrucksform der Traueranzeige ist.

Neumann lachte sich aus wegen seines Ehrgeizes, ein Inserat — jawohl: ein Inserat und nichts weiter — eine gewöhnliche, zu bezahlende Annonce — fein stilisieren zu wollen, originell abfassen zu wollen.

Digitized by Google

Zum Kuckuck, lieſt vielleicht ein einziges Weſen eine Traueranzeige daraufhin, ob ſie in gutem oder miſtigem Deutſch geſetzt, ob ſie perſönlicher oder hergebrachter Art iſt?

Ja??

Kein Menſch denkt daran!

Was iſt einzig und allein das Weſentliche einer Traueranzeige?

— Das Weſentliche iſt, daß ſie genügend fett gedruckt iſt, daß ſie das den Verhältniſſen der P. P. Hinterbliebenen entſprechende Format hat, und daß ſie aus windigen, aufgeblaſenen, verdunſenen Redensarten beſteht.

Je dicker die Redensarten daherkommen, um ſo echter wirkt die Trauer, auf eine um ſo echtere Trauer wird geſchloſſen.

Neumann haute eine Traueranzeige aufs Papier, die an hohlen, garnichtsſagenden Worten nicht zu wünſchen übrig ließ.

Eine Phraſe gab die andere. — Und ſo glich ſein Machwerk aufs Tüpferl einer Dutzendanzeige, einer konventionellen Herdenanzeige . . . nicht die leiſeſte Spur von Originalität haftete ihr an.

Und ſo war die Sache in Ordnung.

Und was kaſſierte Neumann tags darauf, ohne mit der Wimper zu zucken, ſchockweiſe ein?

— — — —

Das Beileid!

Digitized by Google

Neumann und die Fliege

Neumann sitzt, alt, aschgrau und verschliffen, in seiner Stube und liest beim Scheine der Lampe. Aasgeierisch hockt er auf einem Sessel, das angehaarte Kinn ins Licht gereckt.

Schmutzigtrüben Auges liest er. In Trümmer liest er ein dickes Buch.

Spätabend. Draußen fegt ein sogenannter garstiger Herbstwind durch die Gassen und rumort an den Fensterläden; poltert durch die Kamine und fuhrwerkt an den Türen herum.

Neumann fröstelt. Blickt auf. Stellt mechanisch das Nochvorhandensein der achtundzwanzig schwärzlich bespickten Fliegenpyramiden fest; die glänzen braun die zerbrochene Sommerpracht in den Herbst hinein.

Neumann hat sie alle auf einmal gekauft, die achtundzwanzig Fliegentüten. Aus Wut. Aus Wut natürlich über die Fliegen. — Gekauft bei Paul Beckers. — Sie sind zur Stelle, die achtundzwanzig Fliegentürme. — Grab- und Denkmäler zugleich.

Es ist gut. Neumann kriecht wieder in sein Buch. „Das Gehirn eines normalen Mannes", steht unter der Abbildung, welche Neumann im Augenschein hat.

Digitized by Google

Eine Fliege quirlt um Neumann herum.

Neumann kennt die Fliege. Das iſt ſie. Sie iſt es. Neumann blickt keineswegs auf. Er lieſt in ſeinem Buche. Ein anatomiſches Werk iſt es, das Buch. Neumann hat es ſich ausgeliehen; Neumann will ſich Beſcheid holen über ſein Hirn.

Neumann lebt nämlich — verflucht! — ſeit Wochen in der Einbildung, er habe einen Wurm. Dieſer Wurm, wähnt er, — von Geburt ein ordinärer Bandwurm — habe ſich bis zum Hirn hinaufgefreſſen und daſelbſt eingeniſtet. Neumann fühlt ſich gewurmt. Der Wurm kitzele ihm das Gehirn, bildet er ſich ein. Ekelhafter Wurm! Das Wort „Wurm"! Ha, es überläuft einen!

Die Fliege ſitzt vor Neumann in dem aufgeſchlagenen Buche und blinzt ihn mit ſchlecht geſpieltem Mitleid an.

Neumann ſtreicht leidenſchaftslos mit ſeiner verwitterten Hand über die Seiten. Die Fliege fliegt von hinnen.

Alsdann fährt Neumann mit gedachter Hand über ſeinen nackten Schädel und drückt an ſeinem Hinterkopf.

„Nun," — hebt er an, — „hier drinnen — aha! — alſo hier — an dieſer Stelle — ſo ſo!" Dies ſpricht Neumann erſchüttert und ſtützt das Haupt, das zentnernde, auf.

Neumann betrachtet die Bildertafeln auf der aufgeſchlagenen Seite: „1. Das Gehirn eines normalen Man-

Digitized by Google

nes — 2. Das Gehirn eines normalen Weibes — 3. Das Gehirn des Idioten Wittig."

Neumanns Gehirn ist nicht abgebildet. Es mag die Form des ersten — des normalen männlichen — haben. Aber eine winzige Aehnlichkeit mit dem Gehirn des armen Menschen . . . wie war sein werter Name? . . . ach ja, der Wittig — ja — eine kleinwinzige Aehnlichkeit mag in Frage kommen. Der arme Mensch. Idiot Wittig.

Neumann meditiert. „Idiot . . . ganz unverblümt: Idiot! Idiot Wittig. — Idiot — hihi — Idiot ist gegebenenfalls die Grundlage eines hitzigen Beleidigungs-Prozesses. — Idiot ist eine grobe Schmähung sozusagen — und hier — der Professor, der das Buch zusammengestellt hat, ist kaum vor den Friedensrichter zitiert worden — und hier prunkt das Wort Idiot als Titel. Ja, als Titel. Regierungsbauführer Wittig. Idiot Wittig. Ein technischer Ausdruck. Ganz sachlich. Stellt keine Schmähung dar und keinen Tadel. Im Gegenteil . . . etwas Exquisites gleichsam! — Der Idiot Wittig. Ob er noch am hiesigen Leben ist? Gewißlich. Er hat sogar — wer zweifelt? — Weib und Kind. Was ist Ihr Mann von Beruf? — Wie heißt Dein Vater, und was treibt er für ein Handwerk? — Idiot Wittig und Frau gestatten sich ergebenst, zur Kindtaufe ihres Schößlings einzuladen. Hochachtend Idiot Wittig und Frau. — Guten Tag, Frau Unterkassenbeamter! — Guten Tag zu wünschen,

Digitized by Google

Frau Mittel-Diurniſt! — Guten Tag auch, Frau Idiot! — Die Aermſte. — Frau Idiot. — Nein! Sie wird ſich von dem Manne haben ſcheiden laſſen. Sie iſt von ihm weggezogen. Zu ihrer Mutter zurück. Das Kind hat ſie mitgenommen; den kleinen Idioten. Und Idiot Wittig — ach, Himmel! Ja, einſam lebt er und mißachtet — zum Geſpött — einſam wie ich — und das Hirn — meiner Treu, es iſt nicht überwältigend ſchön, das Hirn, aber von reſpektabler Größe — ſieh einer an! — alſo dies hier iſt Wittigs Hirn — ja — ach, geh weg, du dummes Vieſt . . ."

Die Fliege ſaß nämlich auf Neumanns Naſe.

Neumann verſcheuchte ſie — gereizt.

Die Fliege ſetzte ſich ihm auf die Stirn.

Neumann geriet außer Faſſung: „Du Affe, jetzt werde ich handgreiflich, verſtanden? Nimm dich zuſammen!"

Er fuchtelte mit beiden Händen.

Die Fliege entflog.

„Wo war ich ſtehengeblieben?" fragte Neumann. „Ach, ſo. Ja. Das mit dem Idioten Wittig. Das iſt ſo gut wie eine öffentliche Bekanntmachung. Ein unverſchuldeter Steckbrief. Und — ach, das iſt bitter — das muß der arme, arme Menſch auf ſich ſitzen laſſen — der Staat macht kein Hehl daraus — geſchweige denn die Wiſſenſchaft, — daß Herr Wittig — vielleicht Herr Eduard Wittig — zu einem Idioten namens Idiot Wit-

Digitized by Google

tig umgeſtempelt worden ſei. Er iſt offiziell und offiziös der Idiot Wittig. Der in weiteſten Kreiſen beſtbekannte Idiot Wittig. Lieber Gott, iſt das ſchrecklich! Das iſt ja ... oh ... du impertinentes Vieſt, du dreiſtes! ..."

Die Fliege — weit und breit die einzige Fliege im Zimmer — hatte ſich auf Neumanns Hand geſetzt und ließ ſichs daſelbſt wohl ſein.

Neumann hatte es ſatt.

Er ließ ſie ſitzen.

„Die geht ſchon wieder weg" — dachte er matt.

Die Fliege freilich ging keineswegs weg.

Pauſe.

Neumann empfand ein peinlich ſchauerliches Jucken bis ins Gebein.

Die Fliege tappelte ein gutes Stück Mittelfinger hinauf.

Jeder „Schritt" erweckte in Neumanns brüchigen Nerven ein gellendes Juck-Echo.

Jäh ſchwang ſich Neumanns Hand in die Lüfte — und die Fliege ſurrte fort.

Neumann hatte zum Leſen aber auch gar nicht die mindeſte Luſt mehr.

Neumann war „ganz Auge". Neumann ſpannte auf die Fliege.

Die Fliege war verſchwunden. Nicht zu ſehen.

Neumann wurde Ohr.

Die Fliege war verſchwunden. Nicht zu hören.

Digitized by Google

Neumann — der alte, wackelige Neumann — rauchte vor verhaltener Rachsucht.

Neumanns Kopf schwoll an und bildete rote Aederchen. Von der Fliege keine Spur.

Neumann berechnete: „Sobald ich das Buch zur Hand genommen haben werde, wird dieser verruchte Raubvogel von Fliege wieder zur Stelle sein."

Folglich: Berechnenderweise versenkte er sich — scheinbar — in die Lektüre. Er suchte die Stelle auf, an der er die Bekanntschaft des Idioten Wittig geschlossen hatte. Der Idiot Wittig ging ihm ernstlich im verstörten Kopfe herum. „Wenn der nicht an einer Fliege zum Idioten geworden ist, will ich Idiot Neumann heißen", sprach er. „Unwahrscheinlich, ihr Verehrten, ist das durchaus nicht. Ueber einer Fliege kann ein ausgewachsener Mensch zum Gehirn-Krüppel werd . . ."

Schon war sie wieder da, die Fliege.

In Neumann gab es einen Riß.

Er rupfte seinen Pantoffel vom Fuße und schleuderte ihn nach dem Tiere. — Traf nicht. — Er nahm das dickleibige Buch der Wissenschaft und jagte es atemlos hinterdrein. Er warf, was ihm unter die Hände kam, in die Weite. Er raste, von innigstem Haß auf die Fliege geritten. Er schäumte, stieß gräßliche Flüche aus.

Krach! Er klatschte den Pantoffel an die Wand, er warf Gläser an die Decke, schmiß Zigarrenkisten in den

Digitized by Google

Spiegel, schmetterte das Waschgeschirr gegen den Schrank; er hielt fürchterliche Musterung; er hauste schlimmer als ein Pathé-Störenfried.

Scherben, Fetzen, Wasserlachen, Trümmer, Umsturz, Revolution und Pulverdampf.

So.

Jetzt war Ruhe.

Ah.

„Wenn sie nicht draufgegangen ist — die wagt sich nicht mehr zu mucksen", dachte Neumann.

„Das ekelhafte Aas!!" dachte Neumann.

Neumann stank vor Zorn.

Neumann löschte die Lampe, die nicht wie durch ein Wunder, sondern durch ein Wunder heil und unversehrt geblieben war, — und schlurfte ins Bett.

Unruhe, Zweifel. Lastende Unruhe, marternde Zweifel: ist die Fliege noch da? — ob sie noch da ist??

Neumanns ausgemergelter Leib wälzt sich aus dem Bett. Neumann zündet die Lampe, die noch heiß ist, wiederum an.

Neumann wagt nicht, nach der Fliege zu spähen. Die zertrümmerte Stube atmet ihn an. Geschirrzeug — Möbel, Kleidungsstücke, Federhalter, Pantoffel, Briefwage, Aschenbecher, Zigarrenkisten, Tassen, Schere, Pantoffel-Leichen, die zwecklos ihren Odem haben verhauchen müssen. Die Stube — geschwängert von totem Leben. O Graus.

Digitized by Google

Neumann ſingt idiotiſch vor ſich hin. „In der Nacht". — Der Zuſtand der Stube verdaſkt ihn; er wankt, ſetzt ſich auf ſein Bett und weint bitterlich. Weint bitterlich.

Neben Neumanns Bett ſteht ein Stuhl; auf dem Stuhl liegt ein zerknüllter Bogen weißen Papieres; in dem Papier war vor etlichen Tagen herrlicher Kuchen geweſen. Schade um ihn.

Neumanns Augen ſtieren auf das Papier. Auf dem Papiere — es iſt lächerlich — ſitzt die Fliege. Mit einer Unſchuldsmiene, als wüßte ſie von gar nichts, von aber auch gar nichts. (Und Augenzeuge war ſie doch ganz gewißlich geweſen!)

Neumann greift apathiſch mit ſeiner knochigen, zerrütteten Hand nach der Fliege. Sie fliegt kurzentſchloſſen davon. Neumann zieht die Hand ein.

Sofort, in demſelben Augenblicke kehrt die Fliege an eben dieſelbe Stelle zurück. Glotzt den Idioten Neumann herausfordernd an.

Neumann ſpuckt nach ihr.

Die Fliege bleibt ſitzen; feixt übers ganze Geſicht.

Das gab Neumann den Reſt. Milde und weichmütig ſpricht er: „Ach, — was habe ich dir eigentlich getan? Warum ſo häßlich zu mir? Sag mir doch den Grund, Kindchen. Verſchone mich; laß mir meine Ruhe."

Die Fliege zuckte die Achſeln, murmelte etwas Dreiſtes und ſurrte in das Dunkel der Stube.

Digitized by Google

Neumann blickte ihr nach.

Fort war ſie.

Doch auf wie lange? — Neumann war tiefſt überzeugt, daß ſie zu einem neuen Schlage aushole.

Pſt!

Er lauſchte.

Kein Läutchen.

Die Stille war verdächtig. Die ſattſam bekannte Stille vor dem Sturm! Die Fliege wollte ihn in Sicherheit lullen, um ihn ſodann deſto meuchlings ... wie heißt der Komparativ zu meuchlings? ... um ihn deſto heimtückiſcher zu überfallen. „Aber, gerechter Vater im Himmel, wozu alles dies? Iſt es Menſchenfeindlichkeit, eine Art perverſer Neigung, gewiſſermaßen Sadismus? Iſt es bodenloſe Stupidität? Nein, es iſt bewußte Taktik. — — Sie iſt den Fliegentüten — achtundzwanzig an der Zahl! — mit heiler Haut entronnen, ſie iſt der Treibjagd entwiſcht — ſie iſt gefeit — iſt unverletzlich — ſie iſt das böſe Prinzip — ſie will mich in brutalſter Weiſe zum Idioten machen — —"

Neumann fuhr ſich über die Glatze.

Auf der Glatze ſaß — es iſt lächerlich! — die Fliege. Sie hatte ein Faible für den Ort.

Neumann hatte ſie in der Hand.

Er triumphierte nicht, er ſchrie nicht, er war eiskalt. Er führte die Hand an den mechaniſch auf-

Digitized by Google

klappenden Mund, steckte die Fliege hinein und verschluckte sie.

Dann atmete er tief und mit Genuß.

Dann blies er die Lampe aus.

Dann legte er sich in das Bett.

„Der Krug geht so lange zum Wasser," — sprach Neumann in die Finsternis, — „bis er zertreten wird."

*

Digitized by Google

Begebenheit

Die Worte „Korrepetitionsstunde" und „Superintendent" hatten es satt bis obenhinan.

Das war am 7. Mai 1909.

Sie faßten den Beschluß, sich zu vereinfachen. Infolgedessen gründeten sie einen Verein zur Vereinfachung der Worte Korrepetitionsstunde und Superintendent.

Nachdem der Verein polizeilicher-, obrigkeitlicher- und andererseits genehmigt usw. worden war, fand die erste Plenarsitzung statt.

Das war am 17. September 1911.

Statuten wurden statuiert. Protokolle protokolliert. (Der Verein tagte wöchentlich einmal. Der 1. Vorsitzende war Korrepetitionsstunde, der 2. Vorsitzende war Superintendent, der Schriftführer war Superintendent, der Kassierer war Korrepetitionsstunde; Vereinsdiener waren Korrepetitionsstunde und Superintendent.)

Protokolle wurden protokolliert. Anträge wurden beantragt.

Mitte Juni 1913 hatten sich die Vorstände und Vereinsmitglieder in Hinbetracht bezüglich auf die Vorschläge behufs Namensvereinfachung geeinigt.

Digitized by Google

„Korrepetitionsſtunde" ſollte „Korreptionsſtunde" und „Superintendent" ſollte „Superintent" heißen.

Anfang 1914 legt der Schriftführer — und ſomit der Vize-Vorſitzende ſowie der eine Vereinsdiener — ſein Amt nieder.

Grund: Er habe es ſatt, allwöchentlich jedes Schriftſtück mit ſeinem Namen „Superintendent" — dieſem verfluchten Namen — unterzeichnen zu müſſen.

Der Verein war aufgelöſt.

Superintendent und Korrepetitionsſtunde ſind ſo unvereinfacht wie ehedem.

*

Digitized by Google

Wilhelm Tell

Eduard Flachs spielt heute den Wilhelm Tell zum einhundertundfünfzigsten Male.

Einhundertundneunundvierzig Mal hat er ihn glatt hingelegt — heute verpatzt er die Rolle, ist unsicher und verspricht sich bei den geläufigsten Zitaten.

Einhundertundneunundvierzig Mal hat er es fertiggebracht, als Tell zu sprechen, sich als Tell zu fühlen. Einhundertundneunundvierzig Mal war er Wilhelm Tell.

Heute ist er Eduard Flachs in Tells Gewand. Heute streiken seine Nerven und benehmen sich widerspenstig.

Keine Energie. —

Mit schwerer Mühe hat sich Flachs durch die Apfelschuß-Szene gewürgt.

Bei einem Haare hätte er gebockt und den Pfeil in den Zuschauer-Raum geschossen statt nach dem Apfel.

Er läßt die Mundwinkel schlappen und empfindet Grauen vor dem Auftritt in der hohlen Gasse.

Er hat nicht das Geringste gegen den Geßler. Warum soll er auf ihn schießen? Was geht ihn der Mensch an? Er hat nichts mit ihm zu schaffen. Wozu den blöden Mord? Einhundertundneunundvierzig Mal hat er den

Digitized by Google

Geßler umgebracht — laß gut sein. Leben und leben lassen. —

Den großen Monolog in der dritten Szene des vierten Aufzuges spricht Flachs schwerfällig der Souffleuse nach. Was hat sie nur? Mischt die sich auch in die Angelegenheit? — Das beste wäre, der Geßler schlüge einen anderen Weg ein — ohnehin sind die Brücken vom Strome zerrissen. Leichtsinnig von dem Mann. Wird schon früh genug zu Falle kommen. — Anderen Weg kann er ja gar nicht einschlagen. Es führt kein anderer nach Küßnacht. — Soll er sich anderswohin scheren. Bei dem Wetter nach Küßnacht.

Unschlüssig stellt sich Flachs hinter den Holunderstrauch.

Er hat keine Lust mehr.

Sich langlegen und eine Zigarette rauchen.

Aber das ist nicht angängig.

Wenn der Geßler bloß nicht kommt.

Aber richtig und pünktlich erscheint Geßler.

Armgard wirft sich ihm zu Füßen.

„Sie sollte den Mann in Ruhe lassen", denkt Flachs.

Geßler: „Wo sind meine Knechte?
Man reiße sie von hinnen oder ich
Vergesse mich und tue, was mich reuet.
— — — — — — — — — — — —
Ein allzu milder Herrscher bin ich noch

Digitized by Google

Gegen dies Volk! Die Zungen sind frei,
Es ist noch nicht ganz, wie es soll, gebändigt;
Doch es soll anders werden, ich gelob es:
Ich will ihn brechen, diesen starren Sinn,
Den kecken Geist der Freiheit will ich beugen . . ."

„Soll ers tun," denkt Flachs, „was schiert das mich? — Uebrigens tut er von seinem Standpunkt aus recht, der Mann. — Hat Charakter!"

Geßler: „. . . Ein neu Gesetz will ich in diesen Landen
Verkündigen! Ich will —"

Hier entstand eine kleine Pause.

Flachs fühlte, daß es an ihm war, zu handeln.

Er schmeißt krachend die Armbrust von sich und verläßt die Bühne.

*

Der Regenschirm

Großstadt-Park.

Ein spiegelblanker Sommertag.

Eine junge Dame, die niemals ein Witzblatt gelesen hat, promeniert. Sie trägt einen Regenschirm in der Hand.

Ein junger Herr, der noch kein Witzblatt ungelesen gelassen hat, tritt auf sie zu. Er trägt keinen Schirm in der Hand.

Der junge Herr: „Gnädiges Fräulein, Verzeihung, gestatten Sie, daß ich Ihnen meinen Schirm anbiete?"

Die junge Dame, die den Witz nicht kennt, in lauterem Staunen: „Ja — aber ... nein, es regnet ja gar nicht!"

Der Herr: „Das tut nichts. Es könnte ja — wie ich den Himmel kenne — auf irgendeine Art plötzlich zu regnen anfangen."

Die Dame: „Ja — aber ... Sie haben ja gar keinen Schirm!"

Der Herr: „Och, ich würde keine Sekunde zaudern, mir einen zu verschaffen."

Die Dame: „Ja — aber ... das wäre doch unnötig; denn, sehen Sie, ich habe ja selbst einen Schirm!"

Digitized by Google

Der Herr: „Prächtig, meine Gnädigste. Zwei Schirme sind besser als einer, lautet das Sprichwort."

Die Dame: „Ja — aber . . . ich habe doch an dem einen vollauf genug. Was sollte ich mit zwei Schirmen?"

Der Herr: „Und ich, gnädiges Fräulein?"

Die Dame: „Sie werden sich ja einen beschaffen, sagten Sie."

Der Herr: „Ich werde schwerlich einen auftreiben, Fräulein. Und dann stehe ich da — im Regen."

Die Dame: „Sie Aermster!"

Der Herr: „Gnädige werden mich zum Reichsten machen und mir die Mitbenutzung Ihres Schirmes nicht verweigern —"

Die Dame: „Unter einer Bedingung . . ."

Der Herr: „Wenn ich Ihnen den Schirm abnehme, gelt?"

Die Dame: „Sie haben es erraten."

Die Dame gibt dem Herrn den Schirm: „Gottlob, er war mir längst zur Last."

„Was ich von Ihnen, mein Fräulein, nicht hoffe, daß es in bezug auf mich bei Ihnen der gleiche Fall ist."

„Das ist zwar durchaus nicht der Fall, mein Herr, aber, wie ich finde, übles Deutsch."

„Das Deutsch der Gnädigen ist desto lieblicher. Darf ich um Ihren Arm bitten."

Die Dame reicht dem Herrn den Arm.

Digitized by Google

Beide, lieblichſtes Deutſch ſprechend, entziehen ſich unſeren Blicken. —

Darum, ihr Mädchen, geht bei Sonnenſchein nicht ohne Regenſchirm

aus.

*

Digitized by Google

Der Regenschirm

Großstadt-Park.

Ein spiegelblanker Sommertag.

Eine junge Dame promeniert. Sie trägt einen Regenschirm in der Hand.

Ein junger Herr tritt auf sie zu. Er trägt keinen Schirm in der Hand.

Der junge Herr: „Gnädiges Fräulein, Verzeihung, gestatten Sie, daß ich Ihnen meinen Schirm anbiete?"

Die junge Dame: „Ach, das haben Sie aus dem Buche von Reimann*)."

Der Herr: „Das Buch ist ja noch gar nicht erschienen!"

Die Dame: „Nein — aber woher wissen Sie es?"

Der Herr: „Ich bin Reimann."

Die Dame: „Ich weiß."

Der Herr: „Unmöglich!"

Die Dame: „Ich bin doch Ihre Muse!!"

*) „Die Dame mit den schönen Beinen", Grotesken, Verlag Georg Müller 1916, Preis broschiert 3 Mk.

*

Drei Methoden

seine lieben Mitmenschen zu narren

(1)

Von Blauberg führt die Landstraße über Gründorf nach Schwarzheim.

Zu einer Zeit, wo alle Bauern auf dem Felde sind, machst du dich auf die Wanderung von Blauberg nach Schwarzheim.

Man braucht von Blauberg nach Schwarzheim sechs gute Stunden. Gründorf liegt etwa in der Mitte zwischen Blauberg und Schwarzheim.

Du bist heut in der fünften Stunde von Blauberg aufgebrochen und hast Gründorf etwa um acht Uhr erreicht. Läßt dich daselbst zum Rasten nieder und genehmigst eine Flasche Wein.

Ausgeruht, gestärkt und heiterster Laune trittst du den Weitermarsch an. Die Gründorfer Turmuhr schlägt ein Mal. Ein Viertel zehn Uhr.

Die Vögel singen, die Blumen duften, die Sonne lacht —

Du wanderst wohlgemut auf Schwarzheim zu.

Digitized by Google

Hinter Gründorf arbeiten auf einem Acker einige vierzig Bauernweiber.

Ein paar ſchauen zu dir herüber.

Du machſt halt.

Du haſt einen Einfall.

Du fragſt nach dem Acker hinüber: „Wo geht der Weg nach Blauberg?“

Die Weiber weiſen dir die Richtung nach Blauberg.

Du nickſt und fährſt fort: „Wie weit iſt es noch bis Blauberg?“

„Eine gute Stunde“ lautet die Antwort.

Du haſt die Antwort nicht erwartet, wunderſt dich ein wenig, dankſt für die Auskunft und wendeſt dich zum Gehen.

Du willſt vor Mittag in Schwarzheim ſein.

Kaum haſt du zehn Schritte getan, ſo ſchreien dir die Weiber nach, du müßteſt zurück und in entgegengeſetzter Richtung marſchieren.

Du tuſt überraſcht und wiederholſt die Frage: „Wo liegt Blauberg?“

Die Weiber weiſen dir eifrig und unter lautem Geſchrei den Weg nach Blauberg. Sie ſind beſorgt um den in falſcher Richtung ziehenden Fremden.

Du bedankſt dich abermals und gehſt unerſchütterlich in der Richtung auf Schwarzheim weiter.

Noch lange kannſt du die aufgeregte Weiber-Meute hinter dir herſchreien hören.

Digitized by Google

(2)

Du gehſt in eine Eiſenwarenhandlung.

In eine Eiſenwarenhandlung!

Der Verkäufer, ein junger Mann mit Kneifer, iſt allein im Laden. Er eilt herbei und fragt, womit er dienen könne.

Du ſagſt: „Ich möchte die ‚Gefährlichen Liebſchaften', die ‚liaisons dangereuses' von Choderlos de Laclos in der zweibändigen Ausgabe des Hyperion-Verlages."

Der junge Mann ſieht dich an. Er hat nicht verſtanden.

Du wiederholſt: „Ich möchte die ‚Gefährlichen Liebſchaften', ‚liaisons dangereuses', verlegt bei Hans von Weber — gebunden."

Der junge Mann hat nicht verſtanden.

Du wiederholſt langſam und mit Nachdruck: „Ich möchte die ‚Gefährlichen Liebſchaften' von Choderlos de Laclos — die Ausgabe in zwei Bänden — ſie iſt bei Hans von Weber erſchienen."

Der junge Mann, zögernd: „Ach, — das iſt — ein — Buch?"

Du: „Gewiß. Sogar zwei. Und ich habe die beiden Bände vor vierzehn Tagen beſtellt. Sie ſind hoffentlich inzwiſchen eingetroffen."

Der junge Mann, hilflos: „Wir führen — wir haben . . . Sie müſſen . . . da muß ich . . ."

Digitized by Google

Du: „Ja, wenn es noch nicht eingetroffen iſt, ſo beſtellen Sie es bitte umgehend: Choderlos de Laclos, ‚Gefährliche Liebſchaften‘, Ausgabe in zwei Bänden, Hyperion-Verlag — Hans von Weber.“

Dem jungen Mann wird angſt und bange. Er ſagt: „Das iſt doch eine Eiſenwarenhandlung — hier.“

Du: „Mit alten Kupfern.“

Der junge Mann: „Eine Eiſenwarenhandlung . . .“

Du: „Ja. In der Uebertragung von Franz Blei.“

Der junge Mann bewegt die Hände, ſieht dich plötzlich groß an, ſagt „Einen Augenblick“ und verſchwindet.

Er läuft, ſo ſchnell ihn ſeine Füße tragen, zum Inhaber des Geſchäftes in das Kontor. Aufgeregt berichtet er, ein Verrückter ſei im Laden.

Der Inhaber des Geſchäftes rutſcht von ſeinem Drehſeſſel, ſtrafft die Weſte und gürtet ſich mit Energie. — Mit eiſernem Blick tritt er an dich heran — im Hintergrunde der Verkäufer — und fragt — mit künſtlich liebreicher Stimme: „Was ſteht zu Ihren Dienſten, mein Herr?“

Du (ſachlich): „Ich möchte einen Schraubenzieher.“

(3)

Nachdem du dich mit Papier, Bleiſtift und einem Zehnmark-Schein verſehen haſt, gehſt du in ein erſtklaſſiges Hutgeſchäft.

Digitized by Google

Du sagst nicht Guten Tag.

Du sagst überhaupt nichts.

Keinen Mucks.

Eine Verkäuferin fragt nach deinem Begehr.

Du ziehst gemächlich Papier und Bleistift aus der Tasche und schreibst: „Ich wünsche einen steifen, schwarzen Hut."

Das Fräulein mißt dich mit einem neugierig-milden Blicke und sieht die Nummer deines Hutes nach.

„Sofort" sagt sie und geht Hüte holen.

Du siehst sie mit den andern Verkäuferinnen tuscheln.

Sie kommt zurück und probiert dir Hüte auf.

Du nimmst wieder dein Papier zur Hand und schreibst: „Acht Mark darf er kosten."

Das Fräulein nickt ernsthaft.

Endlich hast du einen passenden gefunden.

„Einwickeln" schreibst du auf.

Sie schlägt dir den Hut ein.

Du bezahlst wortlos.

Du wendest dich zur Tür.

Alle sehen dir nach.

Du öffnest die Tür und sagst sehr höflich: „Guten Tag!"

*

Digitized by Google

Im Paradiese

(1)

Adam

Adam liegt im grünen Grase und schläft.

Es ist Mittag. Genau gesagt: 11 47.

Adam wacht auf.

„Es dürfte um 10h sein", sagt er mit einem Blick zur Sonne. „Ich habe Hunger."

Adam ißt.

Vom Essen müde geworden, legt er sich schlafen.

Gegen Abend wacht er auf. Es ist 7 12.

„Ich habe Hunger", sagt er. „Es dürfte um 3h sein."

Adam ißt.

Nach dem Essen streckt er sich ins Gras und schläft ein, müde vom Essen.

Am folgenden Morgen wacht er auf. Um 8h.

„Aber ich habe Hunger", spricht er. „Welch Zeit wird es sein? Um 8h, denk ich."

Das war Zufall.

Adam ißt tüchtig.

Digitized by Google

Hierauf legt er sich ins Gras und schläft, müde vom Essen, ein.

Bei Sonnenuntergang wacht er auf. Es war 9 46.

„Es dürfte um 3h sein", sagt Adam und hat rechtschaffen Hunger.

Er ißt sich satt.

Alsbald begibt er sich schlafen.

Am folgenden Morgen erwacht er frühzeitig. 5 45.

„Es mag 10h sein", sagt Adam. „Heut ist Sonntag. Heut mach ich nichts. Einen Hunger hab ich!"

Adam ißt sich toll und voll.

Weil Sonntag ist.

Sodann legt er sich schlafen.

Und, weil Sonntag ist, schläft er den geschlagenen Tag. Wacht erst auf am nächsten Mittag. Vor Hunger.

Ißt wacker.

Nach beendetem Mahle spricht er: „Ich bin müde."

Adam geht schlafen. Gegen Abend wacht er auf. Es ist 5 33.

„Welch Zeit werden wir es haben?" fragt Adam. „Um 1h, denk ich", antwortet er sich und verspürt Hunger.

Er ißt.

Nach vollbrachter Mahlzeit legt er sich ins grüne Gras und schläft gesättigt ein.

Am folgenden Morgen um die siebente Stunde wird er munter.

Digitized by Google

Spricht: „Nun iſt ſchon wieder Abend — und ausgehungert bin ich!"

Er ißt kräftig und läßt ſichs munden. Hierauf legt er ſich ins Gras und ſchläft ein.

— — — — — — — — — — — — — —

So iſt das Leben.
Im Paradieſe.

(2)

Adam und Eva

Als Adam eines Morgens erwachte — 6 12 —, ſtand Eva vor ihm.

Adam fiel die Butter vom Brote.

„Nebbich" dachte er und ſah ſich das Weib an.

Und ohne weitere Umſtände fand der ſogenannte Sündenfall ſtatt.

Nach vollzogenem Sündenfall pappte Adam ſich und der Eva je ein Feigenblatt an — mit dem Safte des Gummibaums.

Dann legten ſich beide aufs Ohr und ſchliefen ein.

11 35 erwachten ſie.

„Es dürfte um 9h ſein", ſagte Adam. „Haſt Du auch ſolchen Hunger, Eva?"

Eva hatte auch ſolchen Hunger.

Adam und Eva aßen.

Digitized by Google

Nach dem Essen gingen sie ins Gras und waren unartig. Dies getan, schliefen sie ein.

Am Abend erwachten Adam und Eva. Es war kurz nach acht.

„Ich habe Hunger", sagte Eva. „Kein Wunder," antwortete Adam, „es ist auch schon um 4h!"

Adam und Eva hauen tüchtig ein, strecken sich sodann ins Grüne, sind unartig und entschlummern.

Am folgenden Morgen wacht Eva in aller Herrgottsfrühe auf: Es ist 10 Minuten vor 5h. Sie weckt Adam.

„Es ist um 12", sagt Adam und lehrt Eva die Kenntnis der Uhr.

„Ich habe großen Hunger", spricht Eva.

„Und ich erst!" antwortet Adam. Adam und Eva essen.

Nach dem Essen legen sie sich ins Gras.

— — — — — — — — — — — — — —

Dann erneuern sie die Feigenblätter und gehen schlafen.

Schlafen bis in den Nachmittag.

Wachen auf vor Hunger.

Essen.

Sind unartig.

Schlafen.

— — — — — — — — — — — — — —

So war das Leben im Paradiese.

*

Digitized by Google

Mondsucht

Für Kurt Wolff

Vollmond.

Und der Wind fegt durch die Straßen.

Blütenschwere Bäume schütteln sich im Traum und werfen stöhnend sich von einer Seite auf die andere.

Sinnlos knattert eine Fahne und in häßlicher Gereiztheit himmelein.

Ernst steht der vermummte Nachtwächter, würdevoll wie eine Vogelscheuche, und tutet.

Ich wandle auf dem Dache.

Mir ist federleicht, und ich jubiliere mondwärts.

Der Mond ist mir hold. Er liebt mich sehr, und mein Blut glüht ihm zu.

— — — — — — — — — — — — — —

Unter mir — in dem Hause — regt es sich.

Der Galan hat die blonde Perücke aufgestülpt und seine kurzweilige Geliebte den neuen Frühjahrshut.

Der Galan leuchtet schwefelnd seiner Dame die Treppe hinab.

Die Haustür fällt ins Schloß.

Digitized by Google

Das Paar ſteht auf der Straße.

Das Dämchen neſtelt ſich zwei Mühlſteine von der Bluſe, reiht ſie auf ihre Hutnadel, ſpannt eine Grille davor, Hokuspokus, der Galan ſitzt hinten auf, und das Teufelsweib kutſchiert hotthüh durch das mondhelle Städtchen.

Auf dem Kopfe hat es ein Gedicht von einem Hute.

— — Die Mühlſteinkutſche zackelt durch die mondliche Stille.

O Wonne, im Vollmondenſchein ſpazieren zu fahren.

Da züngelt ein Eidechs quer über den Weg.

Das bedeutet Tod.

Die Grille hält im Laufe inne und ſeufzt dumpf auf — die ahnungsdüſtre Stirn bewölkt.

Dem Horn des Nachtwächters enttuten Molltöne.

Schaurig bläſt der Wind.

Der Hut des Dämchens ſchwingt ſich auf einen nächtig erblühten Kaſtanienbaum und ſchluchzt gefühlvoll.

Der Dame arg zerzauſtes Haar ſehnt nach dem Hute ſich, indes des Herrn Perücke mit Patina unwiderruflich ſich bedeckt. Dies wirkt der Mondenſchein.

Ewigkeiten huſchen vorüber.

Die Grille löſt ſich mählich auf in mondblaufarbene Spinnenweben. Die Mühlſteine entblättern der Hutnadel. Die Hutnadel klirrt zur Erde. Den Herrn der Dame, duftig angeſchimmelt, trifft ein kraſſer Schlag. Die Dame

Digitized by Google

des Herrn zückt die Hutnadel und spießt den schlagbetäubten Kavalier, sodann sich selbst dran auf.

Blut sickert.

Der Mondschein saugt es auf.

Der Hut singt inniglich auf dem Kastanienbaume. — — Den Mond beschleicht es rührsam — sentimental sind Mönde allzumal —, und verweilend bleibt er hangen.

Voll schaut er mir in das Gesicht, der Voll- und Ganzmond.

Ich, auf den Dächern wandelnd, erschauere zuinnerst. Ich löse mich vom Dache, und ich schwebe auf.

Ich rausche durch die Nacht und senke nieder mich mondmüde auf den Baum mit den Kastanien in trauter Nähe des Gedichts von einem Hute jener kurzweilig gewesenen, doch nunmehr ach so toten jungen Dame.

Ich blase rings des Baumes Kerzen aus, und dicker Schatten hüllt mich ein.

Inbrünstig schluchzt der Hut — ihm bin ich unsichtbar — und heißen Zähren wehrt er nicht zu rinnen. Mit rauhgebeinten Worten: er — er flennt! — — Doch flennt er töneschön und nachtigallisch.

Ach, könnte singen ich wie er!

Was gilt es? Ich versuchs!

Und in dem Schattendickicht erheb ich meine Stimme, und donnerstarke Töne entpreß ich meiner ungeschlachten Kehle.

Digitized by Google

... der Hut — Entſetzen im Geflecht — entflattert, — hui — irrt wie ſchreckgebläht von Baum zu Baum.

Ich haſte gierend hinterdrein.

Das Glück iſt mild — ich kriege ihn zu faſſen und ramme tief ihn mir in das Genick.

Da mag er ſitzen denn — auf meinem Schopfe — und nach Bedürfnis auf zum Monde ſchluchzen. —

Der Mond ſteht unbeweglich ſtarr und regt ſich nicht. Es funkelt mich ſein kühles Auge an.

Vom Baume gleite ich mondluſtgeſchwächt und bette tief in Blumen mich, die leuchten wie mondſchäumende Pokale.

— — — — Fern ein Geräuſch.

Es nähert ſich.

Was iſts? Was mag es ſein??

Ich eile windgetrieben ſtraßenauf, um das Geräuſch, was es auch ſei, zu tilgen.

Ei, ſchau: der Eidechs iſts! — Er ſchleift an ſeinem Schwanze, an ſeinen Schwanz gebunden ſchleift er, er ſchleift — ich will — o reicht mir eine Ohnmacht! — er ſchleift — ich will es ſagen — ſchleift einen unwahrſcheinlich unwahrſcheinlichen Möbelwagen.

Ich klettere behend dem Möbelwagen auf das Dach. Jenun, die Dächer ſind mein Element.

Dem Eidechs — er will anziehn — bricht — ich bin wie Blei ſo ſchwer — der Schwanz.

Digitized by Google

Der Wagen hebt ſich ſanft ins Luftmeer, und Flügel ſprießen links und ſprießen rechts, — und wie Elias weiland — ſo raſe ich auf einem blauen Möbelwagen dem Monde zu, dem Monde zu — — —

Der Mond ſteht unbeweglich ſtarr und duldet gnädig, daß ich auf ihm lande.

Ich ſetze meinen Fuß auf ihn. Und aus dem Möbelwagen, den ich keck zerſägt, — was zimmere ich? Ich zimmere blaue Starenkäſten draus. Wohl an zwölfhundert Stück. Die pflanze ich fein zärtlich in die Mondenkruſte, und filigranen ſchießen auf ſie wie der Spargel nach dem lauen Regen.

Ich bin im Mond.

Ich laſſe mirs nicht nehmen, den Mann im Mond muß ich begrüßen.

Er tritt mir in den Weg.

Geziemend ſchwenke ich den Hut vor ihm. Der Hut ſchluchzt ſeelenvoll.

Dem Mann im Monde wird es warm ums Herz. Der Hut, der Hut gefällt ihm. Ha, und er grapſcht danach.

Doch mein iſt ganz allein der Hut bis an das Ende aller Tage. Nicht um das Gold im Mond iſt mir der Sing-Hut feil.

Der Mann im Monde will den Hut.

Er ſpringt mir an die Gurgel, er will ermorden mich

Digitized by Google

mit seiner Eiter-Keule. — — Ich — kann ich anders? — o verflucht mich nicht! — ich komme ihm zuvor und morde ihn. Mit einem Streiche strecke ich ihn nieder.

Hinfort bin ich der Mann im Mond.

— — Der Mond steht unbeweglich starr und läßt geschehen, was geschieht.

Ich bin der Mann im Mond. —

... In stillen Nächten, monderhellten, wenn Ihr zu zweien Euch ergeht, blickt zu mir auf und seid mir gut.

Und wenn Ihr nächtens Schluchzen hört, so haltet ein, faßt bei der Hand Euch und, sofern Ihr rein seid, murmelt ein Gebet.

In stillen Nächten schluchzt mein Hut.

*

Digitized by Google

Von dem Kanarienvogel, der mit dem Kopf durch die Wand wollte

Für Franz Pfemfert

Eine traurige Geschichte.
Das Herz bricht mir, wenn ich daran denke.
Erspart mir, sie zu erzählen.

*

Digitized by Google

Notiz

Die in vorliegendem Buche als 1. Methode, seine lieben Mitmenschen zu narren, abgedruckte Skizze ist ein Plagiat, ohne es zu sein. Der durchtriebene Verfasser hofft, daß sich keiner derjenigen lieben Mitmenschen, die das Original kennen, habe narren lassen, und hält sich bestens empfohlen.

Digitized by Google

Von Hans Reimann ist erschienen:

Die schwarze Liste

Ein heikles Bilderbuch

Kurt Wolff Verlag / 1916

Digitized by Google

Georg Müller Verlag München

Hanns Heinz Ewers
Der gekreuzigte Tannhäuser
und andere Grotesken
Um das Doppelte vermehrte Ausgabe der Grotesken
Umschlag von E. Preetorius
Der Grotesken 6.–10. Auflage. Geh. M. 3.–, geb. M. 4.50

*

Alwert Schenko
Grotesken
2. Auflage. Geh. M. 3.–, geb. M. 4.–

*

Das Buch der Grotesken
Herausgegeben von Felix Lorentz
5. Auflage
Geh. M. 4.–, geb. M. 5.50, Luxusausgabe M. 15.–

*

Des Herrn
von Münchhausen Tischgespräche
Herausgegeben von P. Ernst und P. Hansmann
2. Auflage. Geh. M. 3.–, geb. M. 4.–

Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt

Digitized by Google

Digitized by Google

32101 068182698

Digitized by Google